

1. Einleitung: Problematisierungen wissenschaftlicher und humanitärer Wissensproduktion

„Obwohl es schwierig ist, aus der Ferne Einfluß zu nehmen, sollten wir [...] anerkennen, daß es notwendig ist, uns zum Leiden auf anderen Kontinenten wenigstens zu äußern. Dafür müssen wir auch über die Bilder und Vorstellungen nachdenken, die uns mit dem Leiden Anderer bekannt machen und möglicherweise zum Handeln bringen könnten“ (Silverstone 2008: 205).

„And just as the camera might [...] be said to inscribe certain features of bourgeois humanism, so the cinematic and televisual apparatuses [...] might be said to inscribe certain features of European colonialism. The magic carpet provided by these apparatuses flies us around the globe and makes us, by virtue of our subject position, its audio-visual masters. It produces us as subjects, transforming us into armchair conquistadores, affirming our sense of power while making the inhabitants of the Third World objects of spectacle for the First World's voyeuristic gaze“ (Stam/Spence 1983: 4).

Repräsentationen ferner Wirklichkeiten sehen sich mit unterschiedlichen, bisweilen widersprüchlichen Einschätzungen und Bewertungen konfrontiert. So erscheint Repräsentation zum einen zentral mit Blick auf eine verantwortungsvolle Positionierung in einer globalisierten, uns dennoch niemals vollkommen zugänglichen Welt – für eine Positionierung, die nicht indifferent gegenüber den Bedürfnissen und Notlagen Anderer, Ferner und Fremder ist. Zum anderen kann bereits das Blicken auf, ein Sprechen über und für Andere als repressiv und gewaltvoll gelten, etwa dann, wenn wir uns in die Lage von ‚Lehnstuhl-Konquistador_innen‘ (Stam/Spence 1983: 4) objektivierter Anderer und uns fern liegender Lebenswirklichkeiten versetzen: ‚Wir‘ sind als Publika des Globalen Nordens die nicht sichtbaren Zuschauenden, ‚die Anderen‘ hingegen einzig Objekte unserer Anschauung und eventuell sogar Schaulust. Und gegebenenfalls schwin-

gen wir uns noch zu unerwünschten, einzig selbst-autorisierten Fürsprechenden von (dadurch) zum Schweigen gebrachten Anderen auf.¹

Diese kurzen Ausführungen können nicht nur darauf aufmerksam machen, dass es verschiedene Einschätzungen mit Blick auf die Repräsentation ferner Wirklichkeiten gibt. Grundlegender verweisen sie darauf, dass es Repräsentationspraxis selbst ist, die immer wieder zum Thema und gegebenenfalls zum Problem gemacht wird – und keinesfalls nur die Ereignisse, Personen oder Lebenswirklichkeiten, von denen Repräsentationen handeln mögen. Das vorliegende Buch widmet sich im Rahmen eines kulturanalytischen Forschungsprojekts Praxen der Problematisierung² von Repräsentation und dabei speziell Debatten, im Zuge derer dominante Formen wissenschaftlicher und humanitärer Wissensproduktion strittig werden.

-
- 1 In diesem Buch schreibe ich Andere groß, um darauf aufmerksam zu machen, dass es sich bei den als anders (fremd, fern, abweichend usw.) beobachteten Personen/-Gruppen um Menschen handelt, die erst interaktiv, institutionell, diskursiv und/oder strukturell zu Anderen gemacht wurden und werden (zum zugrundeliegenden Othering-Konzept: Kap. 5.). Bei der Verwendung der Begriffe Globaler Süden und Globaler Norden folge ich dieser Definition: „Mit dem Begriff *Globaler Süden* wird eine im globalen System benachteiligte gesellschaftliche, politische und ökonomische Position beschrieben. *Globaler Norden* hingegen bestimmt eine mit Vorteilen bedachte Position. Die Einteilung verweist auf die unterschiedliche Erfahrung mit Kolonialismus und Ausbeutung, einmal als vor allem Profitierende und einmal als vornehmlich Ausgebeutete. [...] Die Einteilung in Süd und Nord ist nur bedingt geographisch gedacht“ (glokal 2013 a: 8; Hervorh. im Orig.). Im Weiteren markiere ich Positionen bisweilen auch als westlich. Dabei kann mit Hall (2012 a [1992]) der Westen – in Abgrenzung zum ‚Rest‘ – als historisch etabliertes und politisch wirkmächtiges Konstrukt verstanden werden. Bei Bezeichnungen wie ‚der Westen‘ oder ‚Publika des Globalen Nordens‘ ebenso wie bei der Rede von einem ‚Wir‘ oder ‚die Anderen‘ laufen Unterstellungen homogener Kollektive mit, über die generalisierende, nicht selten stereotypisierende Aussagen getroffen werden. Im Folgenden setze ich bei den genannten und weiteren Kollektivsubjekten und -pronomina in der Regel nur dann distanzierende (einfache) Anführungszeichen, wenn zu befürchten ist, dass (m)eine kritische Distanzierung ansonsten nicht hinreichend über die rahmenden Aussagen kenntlich wird. Als eine Art Faustregel kann gelten: Kein Wir wie auch kein die Anderen sollte – bei der Lektüre dieses Buches wie auch im Alltag – unkritisch als homogenes Kollektiv vorgestellt werden.
 - 2 Der Begriff ist Foucault (1985: 158) entlehnt: „Problematisierung bedeutet nicht die Repräsentation eines präexistenten Objekts und auch nicht die diskursive Erschaffung eines nichtexistierenden Objekts. Es ist das Ensemble diskursiver und nichtdiskursiver Praktiken, das etwas ins Spiel des Wahren und Falschen eintreten lässt und es als Gegenstand des Denkens konstituiert (sei es in Form moralischer Reflexion, wissenschaftlicher Erkenntnis, politischer Analyse etc.)“. Eine sich anschließende Frage lautet: Wie kommt es dazu, dass ein Sachverhalt „als ‚Problem‘,

Repräsentation wird seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in verschiedenen gesellschaftlichen Kontexten zunehmend kritisch verhandelt und mitunter auch neu ausgedeutet. Einen wichtigen Anstoß hierzu gaben, global betrachtet, Prozesse formal-politischer Dekolonialisierung und weitere, sich zunehmend material niederschlagende und ins Bewusstsein tretende weltgesellschaftliche Verflechtungsprozesse. Nicht zu unterschätzen ist dabei, dass diejenigen, die in westlich-hegemonialen Repräsentationen vormals einzig als Objekte behandelt wurden (sofern sie überhaupt vorkamen), den „Kampf um die Wiederaneignung der eigenen Subjektivität und Repräsentation aufnahmen“ (Ackermann 2004: 147) und es vermochten, sich Gehör zu verschaffen. Stuart Hall (2012 b [1991]: 58–59) erkennt in den angedeuteten Entwicklungen, die nicht zuletzt im Rahmen verschiedener transnationaler, aber auch nationaler sozialer Bewegungen angestoßen wurden, eine geradezu revolutionäre kulturelle Wende:

„Es wäre doch eine eigenartige Geschichtsschreibung des zwanzigsten Jahrhunderts, die nicht berücksichtigt, dass diese tiefste kulturelle Revolution durch den Einzug der Marginalisierten in die Repräsentation ausgelöst wurde – in der Kunst, Malerei, der Literatur, überall in den modernen Künsten, in der Politik und im sozialen Leben im Allgemeinen. Unser Leben wurde durch den Kampf der Marginalisierten um Repräsentation verändert. Sie kämpften darum, nicht einfach durch die Regime eines anderen, imperialisierenden Blickes platziert zu werden, sondern für sich selbst eine Form der Repräsentation zu fordern. [...] Die neu aufkommenden Subjekte, Geschlechter, Ethnizitäten, Regionen und Gemeinschaften, die bisher von den bedeutenden Formen der Repräsentation ausgegrenzt wurden und die sich selber nur dezentriert und subaltern verorten konnten, erkämpften erstmals – manchmal in sehr marginalisierter Weise – die Mittel, mit denen sie für sich

d. h. als interventions-, bearbeitungs- und veränderungsbedürftiger Zustand wahrgenommen wird (oder auch nicht)“ (Pöferl 2017: 283)? Wichtig ist, dass die von mir berücksichtigten Problematisierungspraxen nicht alle einen kritischen Gestus teilen. Sie haben jedoch gemeinsam, dass sie anderes – namentlich Repräsentation und damit assoziierte Bilder, Darstellungsweisen, Diskurse, asymmetrische Repräsentationsverhältnisse, Vertretungsansprüche usw. – zum Thema machen. Zum Problem wird all dies insofern, als dass es offenbar nicht (mehr) als Selbstverständlichkeit oder Unstrittiges unerwähnt bleiben kann: Es tritt – mit Foucaults Worten – in das Spiel des Wahren und Falschen ein (wie auch des moralisch Richtigen und Falschen). Ich spreche im Folgenden nicht ausschließlich von Problematisierung, sondern wähle immer wieder auch spezifischere Begrifflichkeiten, wie zum Beispiel Reflexion, Kritik oder Affirmation.

selber sprechen können. Und die Diskurse der Macht in unserer Gesellschaft, die Diskurse des dominanten Regimes wurden sicherlich durch diesen dezentrierten kulturellen Machtzuwachs des Marginalen und Lokalen bedroht“.

Unter dem Eindruck entsprechender sozialhistorischer Transformationen wurde Repräsentation zu einem wichtigen Begriff und auch Leitmotiv für eine (selbst-)reflexive und kritische Beschäftigung mit Praxen der Wissensproduktion. Sie wurde dies nicht zuletzt in den Sozial- und Kulturwissenschaften und im Kontext eines translokalen Humanitarismus³ – und damit in jenen beiden gesellschaftlichen Zusammenhängen, denen ich mich in diesem Buch zuwende.

In den 1980er und frühen 1990er Jahren wurde in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen – vorne dabei die Ethnologie – eine *Krise der Repräsentation* diagnostiziert, welche auf den Einzug der Marginalisierten in die Repräsentation und zugleich auf folgenreiche Verschiebungen erkenntnistheoretischer Prämissen zurückzuführen ist (Clifford 1986: 10; Berg/Fuchs 1993). Mit dieser Krisendiagnose stehen Diskussionen und Entwicklungen im Zusammenhang, die ansonsten etwa als *reflexive turn* (Bachmann-Medick 2009) oder *postmodern turn* (Angermüller 2007) zusammengefasst werden. Damit geht nicht nur eine Abkehr von verbreiteten Idealen objektiver Wissensproduktion einher, sondern auch die Kritik an Vorstellungen der „hegemonialen, monologischen Autorität“ (Bachmann-Medick 2009: 155) von nicht zuletzt *weißen*⁴ Wissenschaftler_innen des Globalen Nordens. Insofern ist auch der Beitrag postkolonialer Forscher_innen zu einer Neuaneignung und -verhandlung von Repräsentation nicht zu unterschätzen. So haben die Krise der Repräsentation, wie Julia Reuter (2012:

3 Zu meinem Humanitarismus-Verständnis ausführlich: Kap. 7. Von einem *translokalen* Humanitarismus spreche ich inspiriert von folgender Bestimmung: „*Translokali-tät*: Analysekategorie, die in Zeiten der Globalisierung deshalb für eine begriffliche Neukonzeptionalisierung zentral erscheint, weil sie mit ihrem Grundwort ‚Lokalität‘ betont, dass sich aufgrund der physischen Beschaffenheit des Menschen lokale Referenzen auch mit der Globalisierung nicht einfach auflösen, sondern bestehen bleiben. Mit dem Präfix ‚trans-‘ verweist der Ausdruck allerdings gleichzeitig darauf, dass eine solche Auseinandersetzung nicht bei Fragen des Lokalen stehen bleiben darf, sondern der Fokus der Analyse auf Prozesse und Momente des ‚zwischen‘ und ‚durch‘ Lokalitäten hindurch Konnektierenden rücken sollte“ (Hepp/Krotz/Winter 2005: 313; Hervorh. im Orig.).

4 Anknüpfend an Überlegungen von Hornscheidt (2013: o. S.) schreibe ich *weiß* klein und kursiv, um *weiß* als „konkrete Benennung einer privilegierten Positionierung“ auszuweisen; Schwarz, verstanden als „politische empowernde Selbstbezeichnung“, schreibe ich demgegenüber groß.

297) beobachtet, „nicht wenige [...] auch als eine ‚postkoloniale Krise der Repräsentation‘, als ‚postcolonial turn‘ wahrgenommen“.

Auch Humanitarismus ist, beginnend mit seiner Etablierung im 19. Jahrhundert bis hin zu seiner gegenwärtigen Ausgestaltung, auf das Engste mit Praxen der Repräsentation verschränkt: „[H]umanitarianism has always been inseparable from its literary and visual representations. [...] The desire to help others, it seems, is difficult to disconnect from representations of their need“ (Baughan 2015: 11, 15). Humanitäre Wissensproduktion und speziell die massenmediale⁵ Repräsentation ferner Notlagen, Leiden und Gräueltaten waren dabei von Beginn an Gegenstand von Problematisierungen und kritischer Debatten (Fehrenbach/Rodogno 2015; Wilkinson 2013). Im zeitlichen Horizont politischer Dekolonialisierung und im Zuge eines anwachsenden Bewusstseins für globale Zusammenhänge und Interdependenzen gewann die Kritik indessen an Vehemenz und ihre Stoßrichtung erfuhr zudem eine nachhaltige Verschiebung: Richtete sich der Fokus zuvor hauptsächlich auf mögliche Reaktionen der Publika des Globalen Nordens, die mit Geschichten und Bildern des Elends und der Gewalt konfrontiert werden (Stichworte: Mitleidsmüdigkeit, Voyeurismus), liegt er seitdem zudem und verstärkt auf der Bedeutung von Repräsentation für die Repräsentierten sowie auf sich langfristig festsetzenden, als problematisch wahrgenommenen Selbst-, Fremd- und Weltbildern (Stichworte: Paternalismus, Eurozentrismus, Rassismus).

In diesem Buch wird *zum einen* näher betrachtet, was es heißt bzw. beinhaltet, wenn seit mehreren Jahrzehnten wissenschaftliche Praxis *als Repräsentationspraxis* in den (selbst-)reflexiven und kritischen Blick von Wissenschaftler_innen rückt: Repräsentation wird als in sozial- und kulturwissenschaftlichen Zusammenhängen genutztes und ausgedeutetes Beobachtungsschema vorgestellt, wobei die Arten und Weisen im Mittelpunkt stehen, wie Repräsentation als analytisches Konzept, kritischer Begriff und Modus wissenschaftlicher Praxis neu angeeignet wurde und nach wie vor verhandelt wird. Ein Schwerpunkt liegt auf Betrachtungen, die Forschungspraxis als Praxis der Repräsentation von „Differenz und Andersheit“ (Tsianos/Karakayali 2014: 34) in den Blick rücken und methodisch-methodologische Wege einer ethisch verantwortungsvollen und politisch gewichtigen Forschung – nicht zuletzt für und mit ansonsten marginali-

5 Hervorzuheben ist, dass Massenmedien nicht synonym zu beispielsweise Journalismus zu verstehen sind, sondern als Verbreitungsmedien – und somit als „alle Einrichtungen der Gesellschaft [...], die sich zur Verbreitung von Kommunikation technischer Mittel der Vervielfältigung bedienen“ (Luhmann 2009: 19).

sierten Personen – ermitteln. *Zum anderen* gilt das Interesse historischen, vor allem aber zeitgenössischen Formen der kritischen Auseinandersetzung mit Repräsentation im Kontext eines translokalen Humanitarismus. Ich widme mich besonders der Repräsentationspraxis international tätiger Nichtregierungsorganisationen (*non-governmental organisations*; NGOs) des Globalen Nordens und dabei der sogenannten *imagery debate* (Dogra 2012: 5), im Rahmen derer seit den späten 1960er und verstärkt seit den 1980er Jahren die eigens verantworteten Repräsentationspraxen von Hilfsorganisationen⁶ – deren Bilderwelten und Weltenbilder – kritisch verhandelt werden.

Zugrunde liegt der vorliegenden kulturanalytischen Untersuchung die Überzeugung, dass es sich lohnt, Reflexion und Kritik als empirisches Datum in den forschenden Blick zu rücken. Ich möchte Problematisierungen von Repräsentation dergestalt wichtig nehmen, als sie als Ausdruck oder Bestandteil „vermeintlich metatheoretischer Diskurse [...] *nicht* als den zu verhandelnden Phänomenen gegenüberstehende, sondern als in diese (als bedeutungsproduzierende Praktiken) involvierte zu betrachten sind“ (Lummerding 1994: 132; meine Hervorh.). In diesem Sinne wird untersucht, wie sich problematisierende Beobachtungen der Repräsentation ferner Wirklichkeiten in spezifischen Kontexten und Debatten praktisch konkretisieren, plausibilisieren und gegebenenfalls bewähren. Ich frage vor allem, welche Prämissen, Alltagstheorien und (impliziten) Normativitäten sich in Praxen der Problematisierung ausdrücken bzw. entfalten, wenn etwa Bewertungen von Repräsentation als nicht-/akkurat oder un-/angemessen nach Maßgabe epistemischer, politischer oder ethischer (Güte-)Kriteri-

6 Angesprochen sind mit internationalen Hilfsorganisationen nicht nur eine Vielzahl an international tätigen NGOs. Die von mir bewusst offen gewählte Formulierung schließt beispielsweise auch das Internationale Komitee des Roten Kreuzes (IKRK) sowie Spezialorgane der Vereinten Nationen (United Nations, UN) wie das UN-Kinderhilfswerk UNICEF, die UN-Flüchtlingshilfe des UNHCR oder das World Food Programme (WFP) ein, die nicht in allen Begriffsbestimmungen als NGOs geführt werden. Ich werde im Folgenden die beiden Formulierungen – NGOs und Hilfsorganisationen – sowohl synonym als auch als einander ergänzende Begriffe gebrauchen. Bisweilen spreche ich zudem von einer ‚Hilfscommunity‘ oder ‚NGO-Community‘, obwohl die damit implizierten sozialen Felder sehr heterogen und dynamisch sind und solch pauschalisierende Begriffe ihnen kaum gerecht werden. Ich verzichte nachfolgend dennoch in aller Regel darauf, die Begriffe in distanzierende Anführungszeichen zu setzen.

en vorgenommen werden.⁷ Von Interesse ist zudem, ob sich bestimmte Problematisierungsweisen im Zusammenspiel mit „Repertoires und Regime[n] der Repräsentation“ (Hall 2004a [1997]: 116) durchsetzen und inwiefern sich Rahmen des Nicht-/Zeigbaren, der Nicht-/Sagbarkeit oder gar Un-/Sichtbarkeit reproduzieren, aber auch transformieren.

Bevor ich einen detaillierten Überblick über den Aufbau dieses Buches gebe (Kap. 1.3), möchte ich ein erstes Mal verdeutlichen, inwiefern mit Repräsentation in wissenschaftlichen und humanitären Zusammenhängen jene Relationen verhandelt werden, die man mit dem Bild von Nähe/Distanz fassen kann, das ich mit meiner Rede von fernen Wirklichkeiten aufrufe (Kap. 1.1). Ich konkretisiere im Weiteren zudem das empirische Material, über das ich mich den beiden benannten Kontexten der Wissensproduktion genähert habe, und positioniere meine Forschungsperspektive und -haltung spezifisch zwischen den Polen empathisch-distanziert und kritisch-involviert (Kap. 1.2).

1.1 Repräsentation ferner Wirklichkeiten: Begriffsnäherungen und Forschungsagenda

Warum und inwiefern spreche ich von Repräsentation/en ferner Wirklichkeiten? Ein Grund für die von mir gewählte Formulierung ist, dass ich die Produktivität von Repräsentationspraxis hervorheben möchte. Mit *Wirklichkeiten* als Benennung dessen, was repräsentiert wird, will ich also nicht so sehr auf die Pluralität und Heterogenität potentiell repräsentierbarer Lebens- bzw. Alltagswirklichkeiten hinaus, auch wenn der Hinweis lohnt, dass vieles nicht gezeigt wird oder überhaupt vernehmbar ist, weil es durch etablierte, zum Beispiel professionalisierte oder sozio-kulturelle Raster fällt. Auch geht es mir keinesfalls darum, das Repräsentierte mit dem Gütesiegel ‚Realität‘ im Gegensatz zu ‚Fiktion‘ oder ‚Lüge‘ auszustatten. Ich verstehe (ferne) Wirklichkeiten vielmehr als *Effekt* von Repräsentationspraxis, womit es sich einem performativen Begriff von Repräsentation folgend bei dem, was repräsentiert wird, stets um praktisch konstruierte Wirklichkeiten handelt. Wichtiger Anknüpfungspunkt sind jene im Weiteren noch näher vorzustellenden neueren Verständnisse von Repräsentation, die auf

7 Ich nutze die Schreibweise A/B um darauf hinzuweisen, dass beide Lesarten (AB und B) gleichberechtigt als Möglichkeiten nebeneinanderstehen. (A-)B schreibe ich demgegenüber, wenn AB zusammengelesen eine spezifische Variante von B bezeichnet.

den Begriff in (mitunter) analytischer Absicht zurückgreifen und zuvorderst konstruktivistisch verfasst sind (Hall 2013 a, 2013 b; Schaffer 2008; Engel 2002).⁸ Konstruktivistisch verstanden ist Repräsentation eine Praxis der Herstellung von Wirklichkeit, eine Wirklichkeiten konstituierende (nicht: abbildende) Praxis der Bedeutungs- und Wissensproduktion.

Meiner Auffassung nach ist Repräsentation ein Begriff, der nicht zuletzt dazu auffordert, das Verhältnis von Sprache (in einem weiten Sinne) und Wirklichkeit und damit jenes von Beobachtung und Gegenstand zu bestimmen. Repräsentation wirft die epistemischen Fragen auf: „Where do meanings come from?“ und „How can we tell the ‚true‘ meaning of a word or image?“ (Hall 2013 b: 10). Konstruktivistischen Verständnissen von Repräsentation gegenüber steht dann beispielsweise jenes ‚klassische‘ Repräsentationsverständnis, das als mimetisch bzw. reflektionistisch bezeichnet werden kann (Hall 2013 b: 10–11) und das in den letzten Jahrzehnten in einem sozial- und kulturwissenschaftlichen Kontext recht stark in Bedrängnis geraten ist. Die Aufgabe von Repräsentation besteht diesem zufolge darin, in der Realität bereits vorliegende Bedeutungen zu reflektieren oder (möglichst) akkurat abzubilden. Repräsentation fungiert demnach wie ein Spiegel oder ein „Fenster zur Welt“ (Schaffer 2008: 84) und Bedeutung wird in den Objekten, Ereignissen, Personen selbst verortet.

Frägt man danach, welche Prämissen Beobachtungen und Bewertungen von Repräsentation als beispielsweise akkurat oder allgemeiner als angemessen *in praxi* informieren, bleibt Folgendes wichtig: Zum einen, dass konstruktivistische Argumente nicht per se emanzipatorisch sind, da auch sie „durchaus in rigiden Fixierungen oder Totalisierungen münden sowie Ausgrenzungen und Normalisierungen begründen“ (Engel 2002: 97) können. Zum anderen sind auch dann, wenn ein konstruktivistisches Verständnis von Repräsentation den eigenen wissenschaftlich-analytischen Beobachtungen zugrunde liegt, alternative Repräsentationsverständnisse keineswegs praktisch obsolet. Diese gilt es als mögliche und beobachtbare Ausdeutungen einer Relationierung von Repräsentation und Wirklichkeit, von Beobachtung und Gegenstand, ernst zu nehmen – eben als empirisches Datum. Aus einer konstruktivistischen Analyseperspektive richtet sich der Blick dann etwa auf den „Zusammenhang zwischen spezifischen Darstellungskonventionen und der Herstellung von Wirklichkeitsgültig-

8 Wie Engel (2002: 136–137) betont, unterscheiden sich noch solche Verständnisse von Repräsentation, welche die Möglichkeit eines unmittelbaren oder objektiven Zugriffs auf die Welt negieren, dahingehend, ob sie stärker das Moment der Konstruktion oder das der Verfehlung bzw. des Exzesses hervorheben.

keit“ (Schaffer 2008: 84), der historisch und kontextuell variieren kann, oder auf epistemische, politische und ästhetische Modi der Repräsentation, die bei der Evaluation der Güte und Gültigkeit von Repräsentation konkret eine Rolle spielen. Um dies etwas praktischer zu wenden: Beobachtbar ist ein nach wie vor weit verbreiteter Glaube an die Möglichkeit objektiver Abbildungen mittels Fotografie und anderer als dokumentarisch ausgewiesener Medien (Dogra 2012: 18–19). Wenn ein solcher Glaube an Objektivität einer Bewertung von Repräsentation zugrunde liegt, dann ist dies erstmal als empirischer Umstand anzuerkennen – unabhängig davon, was man (als Konstruktivist_in) ansonsten davon halten mag (Leifert 2006: 20; Geimer 2007: 132). Es geht darum, eine konstruktivistisch informierte Forschungsperspektive einzunehmen, die sich den Kriterien und Möglichkeitsbedingungen zuwendet, die einer Beobachtung und Bewertung von Repräsentationspraxis praktisch zugrunde liegen. Entsprechend in den Blick genommen werden kann etwa auch, auf welche Art und Weise sich welche Prämissen, Alltagstheorien und Normativitäten in Verschwörungstheorien, Holocaust-Leugnungen oder ‚Beschwörungen‘ von Fake News entfalten. Auch wenn zuletzt genannte Beispielfälle nicht Thema dieses Buches sind, so verweisen sie doch nachdrücklich darauf, wie vielfältig und wirkmächtig heutzutage um das Verhältnis von Erkenntnis und Realität, von Beobachtung und Gegenstand gerungen wird. Aufmerksam gemacht ist zudem darauf, dass mit einer Problematisierung von Repräsentation einiges auf dem Spiel steht – und das keineswegs nur für diejenigen, welche die ‚Problematisierungsmaschinerie‘ aktiv am Laufen halten.

Mit den vorangehenden Ausführungen deutet sich an, dass mich Repräsentation zuvorderst als *empirischer Begriff* interessiert.⁹ Jenseits des vorgestellten konstruktivistischen Minimalkonsens buchstabiere ich Repräsentation für meine Zwecke nicht als substantiellen, wenn dann als analytischen Grundbegriff weiter aus. Mich beschäftigen insbesondere die unterschiedlichen Bedeutungsräume und -dimensionen, die über Repräsentati-

9 Repräsentation ist über weite Strecken meiner Argumentation in dem Sinne als empirischer Begriff von Interesse, wie ihn Nassehi (2011: 292) für die Begriffe Akteur, Handeln und Handlung im Rahmen der Systemtheorie ausgeführt hat: „Viele Begriffe, die in den meisten soziologischen Theorien an vorderster Front stehen, kommen in der Systemtheorie erst in der zweiten Reihe vor, dort, wo die Gegenstände Platz nehmen, nicht der Begriffsapparat selbst. Das gilt etwa für ‚Subjekt‘ oder ‚Akteur‘, und selbst ‚Handeln‘ und ‚Handlungen‘ sind dem systemtheoretischen Denken keine soziologischen Begriffe im engeren Sinne, sondern empirische. Das bedeutet keineswegs, dass die Systemtheorie an Akteuren desinteressiert ist, wie ein stabiles Vorurteil suggeriert“.

on aufgespannt werden – selbst dann, wenn Repräsentation als bloße, mal positiv, mal negativ konnotierte, Worthülse fungiert (Engel 2002: 130). Gleichzeitig ist für mich nicht in jedem Fall entscheidend, ob der Begriff verwendet wird oder nicht. Mir dient Repräsentation dann als eine Art Platzhalter für Praxen und gegebenenfalls Objekte der Wissensproduktion, die einer (kritischen) Beobachtung, Analyse, Reflexion und/oder Bewertung unterzogen werden.

Bleibt der Zusatz *fern* erklärungsbedürftig. Wenn ich von fernen Wirklichkeiten spreche, habe ich zuallererst jene Repräsentationen im Blick, die Notlagen, Leiden oder Gräueltaten zum Thema bzw. Bild machen und (unter anderem) einem westlichen Publikum tagtäglich begegnen – etwa in journalistischer Berichterstattung oder medienöffentlicher Kommunikation von internationalen NGOs (Cohen 2001: Kap. 7). In Forschung zur Praxis von Hilfs- und Nichtregierungsorganisationen wie allgemeiner zur massenmedialen Repräsentation von Leiden und Gräueltat ist vielfach von *distant suffering* (Boltanski 1999 [1993]) die Rede, aber auch von *distant strangers* (Linklater 2007), *the distant needy* (Chatterjee 2004), *distant others* (Orgad 2012) oder einem distanzierten Mitleid (Scholz 2012). Distanz spielt folglich eine gewichtige Rolle. Dabei wird sie nicht selten als wettzumachendes Problem betrachtet, wie das nachfolgende Zitat verdeutlicht:

„[W]hen it is a question of distant strangers, it is simply easier to ignore their suffering. Unlike the neighbor's child, we can pretend that the distant stranger is not dying. The humanitarian challenge, then, involves bridging this distance, making what is [...] absent, present. One way organizations accomplish this is through the dissemination of images of humanitarian emergencies. Aid agencies launch media and advertising pleas in which they communicate suffering, in a sense bringing the distant victim to the donor public's doorsteps“ (Kennedy 2009: o. S.).

Ausgegangen wird davon, dass eine zentrale Herausforderung – wenn nicht sogar *das* Problem, das humanitäre Repräsentationspraxis zu lösen hat – darin besteht, Distanzen zu überbrücken.¹⁰ Dies erscheint ausgehend

10 Nicht nur Verbreitungsmedien sind dabei als ‚Brückenbauer‘ bedeutsam, sondern auch NGOs und Hilfsorganisationen als solche: Auch sie interessieren als (neue) „Technologie“ in dem weiten Sinne, den Haskell (2007 [1985]: 27) präzisiert hat, um „alle Mittel zum Erreichen unserer Ziele einzubeziehen, eingeschlossen neue Institutionen und politische Organisationen, die uns das Erreichen sonst außerhalb unserer Reichweite liegender Ziele ermöglichen – [und die damit; MZ] unseren moralischen Kosmos verändern“.

von der Grundannahme notwendig, dass Hilfe auf Distanz, Hilfe für Entfernte und Fremde schwieriger zu bewerkstelligen und zu motivieren sei als Hilfe im Nahkreis, für Nahestehende oder Nächste (Haskell 2007). Als möglich und notwendig erachtet wird somit auch nicht ausschließlich die Überbrückung geographischer, sondern die sozialer, emotionaler und ‚kultureller‘ Distanzen: „Distance is geographic (those we see), but also social (those we know) and cultural (or ethnic)“ (Kennedy 2009: o. S.).

Grundlegend scheinen aus einer humanitären Perspektive Repräsentationen in den Fokus zu rücken, die Wirklichkeiten Anderer aufrufen, die zwar nicht in jedem Fall als geographisch *fern*, in der Regel jedoch als *fremd* ausgewiesen werden (Calhoun 2008: 79): „Humanitarian action deals with humanity at large, those to whom we have obligations precisely because they are human, not because we share some more specific civic solidarity with them“ (Calhoun 2010: 33). Anzumerken ist, dass die prinzipiell bestehende Möglichkeit, dass Anlässe einer humanitären Praxis der (Hilfs-)Intervention auch ‚hier‘ (etwa in Deutschland) bzw. in der Mitte ‚unserer‘ Gesellschaft *als solche* beobachtet und bearbeitet werden, gegenwärtig nur sehr selten realisiert wird.¹¹ Konstatiert wird sogar, dass es einfacher ist, ‚humanitäre Probleme‘ aus der Distanz klar zu sehen, als wenn man (zu) nahe dran ist (Laqueur 2009: 33). Ohnehin werde bevorzugt vor fremden Türen gekehrt: „All the pain and agony in our own midst – broken homes, pollution, crime, drug abuse, loneliness – are conveniently swept under the carpet. And so are all the strengths and riches of the ‚unfortunate ones‘“ (Lissner 1981: o. S.). Oftmals einander gegenübergestellt werden die als unterstützungsbedürftig Qualifizierten einerseits und die adressierten (Medien-)Publika andererseits im Sinne von „a binary division of the world into suffering (visible) and not-suffering (addressed, but invisible)“ (Szorenyi 2009: 101).

11 Geschichtswissenschaftliche Forschung verweist darauf, dass es zu Beginn westlicher humanitärer und philanthropischer (Reform-)Projekte um geographisch fern wie auch nahe Notlagen ging (Laqueur 2009: 44–45; Fehrenbach/Rodogno 2015 a: 7–8). Zu beobachten ist heute, wenigstens in Deutschland, dass ein Hochwasser in Niederbayern oder die Zustände in Flüchtlingsunterkünften kaum als ‚humanitäre Katastrophen‘ oder Menschenrechtsverletzungen ausgewiesen werden. Und auch das Plädoyer des französischen Soziologen Fassin (2012: 11–12) hat einen gewissen Seltenheitswert, demzufolge es jene beiden Welten gleichermaßen und gegebenenfalls gemeinsam zu untersuchen gilt, in denen sich Fassins Auffassung nach humanitäre Akteur_innen engagieren (zu Hause *und* in anderen, fernen Ländern) und eine humanitäre Sprache Anwendung findet (in nationaler *und* globaler Politik).

Wirklichkeiten als fern oder *distant* zu qualifizieren liegt in einem humanitären Kontext offenbar bereits deshalb nahe, als beinahe ausnahmslos massenmedial vermittelte Repräsentationen betrachtet werden. Wichtig festzuhalten ist daher, dass es mir mit meiner Rede von fernen Wirklichkeiten nicht per se um die Gegenüberstellung von unmittelbar versus mittelbar erfahrbaren Wirklichkeiten geht und folglich auch nicht um die dichotome Unterscheidung von Kopräsenz und Medialität. Ich verstehe letztere stattdessen als eine Form empirischen Unterscheidungsgebrauchs, die sich mit Blick auf Diskussionsbeiträge beobachten lässt, welche die Repräsentation ferner Wirklichkeiten problematisieren. Diese dichotomisierende Unterscheidung ist als unreflektiert wissenschaftliche Forschung anleitende Setzung sogar potentiell problematisch (Hahn/Stempfhuber 2015; Hahn 2009), etwa insofern, als Distanz darüber geradezu zwangsläufig zu einem zu kompensierenden Problem wird, womit im Umkehrschluss häufig eine Glorifizierung unmittelbarer Erfahrung als dem ‚eigentlichen‘ und ‚authentischen‘ Zugang zur Welt einhergeht. Nicht vergessen werden sollte zudem, dass medial-vermittelte Wirklichkeiten keineswegs nur unsere Wahrnehmung, unser Denken und Handeln gegenüber Personen, Ereignissen, Dingen und Welten prägen, die sich jenseits unseres unmittelbaren Erfahrungshorizonts befinden oder abspielen. Vielmehr bieten Bilder und Botschaften aus Journalismus, neuen Medien, fiktionalen Medien oder wissenschaftlichen Veröffentlichungen auch Bilder und Rahmungsofferten eines Hier und Jetzt.

Ich werde den Ausdruck ferne Wirklichkeiten in meinen weiteren Ausführungen vor allem nutzen, wenn ich auf Repräsentationen von als prekär ausgewiesenen Verhältnissen im Rahmen eines translokalen Humanitarismus eingehe – also etwa auf die Repräsentationspraxis von internationalen NGOs und deren historische Vorläufer.¹² Nichtsdestotrotz ist die Idee, die ich mit der Formulierung ‚Repräsentation ferner Wirklichkeiten‘ zum Ausdruck bringen will, durchaus auch für wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit Repräsentation relevant: Auch Sozial- und Kulturwissenschaften haben wesentlich mit einer Repräsentation ferner Wirklichkeiten zu tun, begreift man Ferne bzw. Distanz wiederum nicht nur buchstäblich und nicht in einem ausschließlich räumlich-geographischen Sin-

12 Als historische Vorläufer internationaler NGOs gelten meist punktuelle, nicht auf Dauer gestellte missionarische, philanthropische und/oder humanitäre Bewegungen und Kampagnen, die sich um ein Thema oder Ereignis herum ausgebildet haben. Zu denken wäre beispielsweise an die Antisklaverei-Bewegung oder die Kongo-Reformbewegung.

ne, sondern als Begriff, der *in praxi* spezifische Assoziationsräume aufspannt.

Mit Blick auf die soziale Bedeutsamkeit und Relationierung von Nähe und Distanz im wissenschaftlichen Zusammenhang lohnt es sich exemplarisch ein nicht ganz glücklich gewähltes und dennoch aussagekräftiges Bild zu bemühen, das Pierre Bourdieu (1992) gezeichnet hat, um seine eigene Forschungsperspektive zu charakterisieren: Diese vergleicht er eher mit derjenigen des gewöhnlichen Soldaten auf dem Schlachtfeld, dem die Geschosse um die Ohren fliegen, denn mit der Perspektive des (in mehrfacher Hinsicht) besser-gestellten, den Überblick wahrenden Generals auf einem dem Schlachtfeld naheliegenden Hügel. Verwiesen ist damit zuerst auf den großen Wert, der konkreten, persönlichen Erfahrungen vor Ort und mit allen Sinnen beigemessen wird. Aber auch die Perspektive des Generals habe ihre Vorzüge: „[I]deal wäre es, könnte man beides verbinden: den Überblick des Generals und die einzelne Wahrnehmung des gemeinen Soldaten im Getümmel“ (Bourdieu 1992: 44). Mit diesem Bild werden immer wieder Positionierungen von Forschenden in Relation zu ihrem Forschungsgegenstand aufgerufen. Zu denken ist beispielsweise an den Unterschied zwischen einer via Statistik eingenommen ‚Hügelperspektive‘ wissenschaftlich Beobachtender und der ‚Getümmelperspektive‘ der Teilnehmenden bzw. Beforschten, die zweifellos andere Probleme vor sich haben und bearbeiten (Schmitt 2014: 7). Aber auch mit Blick auf jene qualitativen Forschungsansätze, die sich dezidiert den Teilnehmenden und deren Perspektiven, Alltagswirklichkeiten und Wirklichkeitskonstruktionen annehmen, wird noch die angemessene Relationierung von Nähe und Distanz diskutiert, wie beispielsweise im Kontext ethnographischer Feldforschung das Verhältnis und die zeitliche Abfolge von Teilnahme und Beobachtung (Hitzler et al. 2016). Postuliert wird beispielsweise, dass es darum gehe, „erkenntnisoptimierend zwischen existenzieller Nähe und analytischer Distanz zu changieren“ (Hitzler/Gothe 2015: 12).

Wirklichkeiten werden in und für wissenschaftliche Praxis mitunter auch insofern als ‚fern‘ gewertet, als sich die untersuchten von den eigenen (Lebens-)Wirklichkeiten der Forscher_innen unterscheiden: Dies unter anderem deshalb, weil eine Personengruppe – etwa eine Subkultur – beforscht wird, der man selbst nicht angehört. Oder es wird recht grundlegend darauf abgestellt, dass sich Forschende und deren wissenschaftliche Beobachtungen und Beschreibungen, eben weil sie *wissenschaftlich* sind, von den untersuchten Alltagswelten und -plausibilitäten entfernen: Sie tun dies notwendigerweise oder unzulässig – hierzu divergieren die Einschätzungen stark. So wird etwa für soziologisch Forschende der Bedarf konsta-

tiert, eine befremdende, vielleicht sogar ‚exotisierende‘ Perspektive auf die eigene Gesellschaft einnehmen zu müssen (Hirschauer 2010), um überhaupt in der Lage zu sein, allzu Vertrautem und Selbstverständlichem ‚auf die Schliche‘ zu kommen. Zugleich wird jenen heterogenen Forschungsansätzen, die eine persönliche und/oder programmatische Nähe zu beispielsweise sozialen Bewegungen aufweisen – und dabei in aller Regel selbst-bewusst ausweisen –, immer wieder eine fehlende professionelle, wissenschaftlich-analytische Distanz attestiert (Hirschauer 2003, 2016a; Kelle 2016; Wohlrab-Sahr 1993). Manche bewegungsnahe und vor allem machtkritische Forschende erkennen ihrerseits in der Herstellung von Distanz wie auch in dem (naiven) Glauben an die Möglichkeit der Distanznahme einen Ausdruck und die Re-Produktion bestehender Machtverhältnisse (Engel 2017: 148).

Insbesondere in bewegungsnahen Forschungsfeldern, zu denen neben dem Gros der „Studies“¹³ (Moebius 2012: 7) etwa auch die Friedens- und Konfliktforschung gezählt werden kann, wird um ein angemessenes Nähe-Distanz-Verhältnis mitunter dergestalt gerungen, als Ansprüche der Wissenschaftlichkeit mit solchen der Praxisorientierung von Forschung zusammengedacht *und* kontrastiert werden. Dabei wird ein verantwortungsvolles Verhältnis bisweilen gerade in der Unterscheidbarkeit einer wissenschaftlichen Perspektive erkannt: Der „gesellschaftspolitischen Rolle und Verantwortung von Wissenschaft wird die Friedensforschung am ehesten gerecht, wenn sich ihre Stimmen von dem unterscheiden, was politische Akteure wie etwa die Friedensbewegung oder Menschenrechtsorganisationen in den öffentlichen Diskurs einbringen“ (Weller 2017: 177).¹⁴ Ange deutet ist damit, dass es in wissenschaftlicher Forschung mit Blick auf die Nähe und Distanz der Forschenden zum jeweiligen Gegenstand – und zu den Beforschten – nicht nur um eine erkenntnistheoretische oder method(olog)ische Frage geht, die nach Maßgabe wahrer oder zumindest besserer Erkenntnis entschieden werden könnte. Die Entscheidung zu einer

13 „Unter den Kulturforschungen der *Studies* sind dabei jene Analysen und Untersuchungen zu verstehen, die in den letzten Jahren fächerübergreifend immer mehr an (auch institutioneller) Bedeutung gewonnen haben, wie beispielsweise *Governmentality Studies*, die *Queer Studies*, *Gender Studies*, *Space Studies*, *Science Studies*, *Visual Studies*, *Cultural Studies* oder *Postcolonial Studies*“ (Moebius 2012: 7; Hervor. im Orig.). Damit sollen keinesfalls die Unterschiede zwischen den *Studies* und innerhalb der einzelnen *Studies* in Abrede gestellt werden.

14 Merry (2005) analysiert und diskutiert Gemeinsamkeiten und Spezifika sozialwissenschaftlicher Repräsentationspraxen im Vergleich zu jenen von Menschenrechtsaktivist_innen.

Insider- und/oder Outsider-Perspektive bzw. für oder gegen das richtige Maß an Nähe und Distanz stellt sich für viele auch – besser: zugleich – als Frage der Parteilichkeit, der Verantwortlichkeit und/oder Verantwortung.

Mit der Rede von Repräsentation/en ferner Wirklichkeiten möchte ich die Aufmerksamkeit auf das bis hierhin grob skizzierte, breite Feld an gängigen und möglichen Assoziationen und Ausdeutungen lenken, das sich aufspannt, wenn Repräsentation in verschiedenen gesellschaftlichen Kontexten zum Thema wird. Es zeigt sich bereits, dass mit dem Rekurs auf Repräsentation das Verhältnis von Beobachtung und Gegenstand oftmals als solches zum Problem erklärt wird, wenn nicht gar deren dichotome Gegenüberstellung als solche fragwürdig wird. Zudem ist festzustellen, dass vielfältige (imaginierte), mitunter über Dritte vermittelte Sozialbeziehungen von Beobachtenden und Beobachteten in den Blick geraten, wenn Repräsentation zur Disposition steht.¹⁵ Damit geht es neben Wahrheits- bzw. Erkenntnisfragen oft auch um konstitutiv asymmetrische Blick- und Machtverhältnisse, vor allem dann, wenn Repräsentation als Darstellungs- und Vertretungspraxis problematisiert wird (Spivak 1988, 2008 [1988]; Kap. 4 in diesem Buch).

Fragen, die im Zuge der empirischen Erforschung wirklichkeitskonstituierender Repräsentationspraxen mit Blick auf das Attribut fern – in Differenz zu nah, greifbar, anwesend, zugehörig, vertraut usw. – aktuell gestellt werden, sind beispielsweise: Wie und aus welcher Position heraus wird etwas oder jemand als fern und/oder als fremd, anders, eventuell sogar als abnormal oder defizitär ausgewiesen, hervorgebracht und bedeutsam?¹⁶ In diesem Sinne fragt beispielsweise Reuter (2002: 13),

„in welchen sozialen Strukturen und Prozessen, vor allem aber in welcher Art und Weise, also *wie* Personen oder Personengruppen *als fremd behandelt werden*. Denn der Fremde ist ein Konstrukt jener Gruppe, die ihn als fremd wahrnimmt und bezeichnet, und gewinnt erst in die-

15 Im Rahmen der Krise der Repräsentation hat der Ethnologe bzw. Kulturanthropologe Geertz (1990 [1988]: 129–130) etwa eine „Vermengung von Gegenstand und Publikum“ ausgemacht, welche die vormals gewichtige, ja geradezu handlungsleitende Annahme einer anthropologisch forschenden Person aushebelte, dass Untersuchungssubjekte und Publika „nicht nur trennbar wären, sondern auch moralisch nicht zusammenhängen, daß man die ersteren zu beschreiben, aber nicht anzureden, die letzteren zu informieren, aber nicht einzubeziehen hätte“.

16 Dass sich hierzu auch Klassiker der Soziologie wie beispielsweise Werke von Georg Simmel oder Alfred Schütz befragen lassen, zeigt der gegenüberstellende Überblick von Reuter und Warrach (2015).

ser Identifikation als Gegen-Bild, Fremd-Bild, als Ab-Norm oder Symbol des Wider-Sinns seine Bedeutung“ (Hervorh. im Orig.).

Damit zusammenhängend lassen sich weitere, ihrerseits empirisch zu beantwortende Fragen mit Blick auf Problematisierungen von Repräsentation aufwerfen: Welche Bedeutung – im Sinne von sinnhafter Be-Deutung und Relevanz – bekommen Nähe-Distanz-Beziehungen und damit stets relationale Ideen von beispielsweise Annäherung, Abgrenzung, Überbrückung, Distanzierung, aber auch von Asymmetrisierung oder Hierarchisierung *praktisch* zugewiesen? Wie werden in verschiedenen Praxiszusammenhängen beispielsweise ‚authentische‘ Erfahrungen, Augenzeugenschaft, Parteilichkeit ebenso wie professionelle Distanz, Objektivität oder Neutralität als solche hergestellt, mit Güte versehen und gegebenenfalls gegeneinander ausgespielt? Oder, um es zunächst allgemeiner zu halten: Wie werden Beziehungen von Beobachtung und Gegenstand sowie von Beobachtenden und Beobachteten zum Thema problematisierender, reflexiver und/oder kritischer Praxis?

Es sind entsprechende Fragen, mit denen ich mich in diesem Buch auseinandersetze, um letztlich zu einem genaueren Verständnis dessen zu gelangen, was mit Repräsentation auf dem Spiel steht, warum sich *in praxi* die Auseinandersetzung mit ihr aufdrängt und lohnt. Hierfür habe ich unterschiedliche Praxen des Problematisierens und Debattierens über eine verfremdende Beobachtung (zweiter Ordnung) ihrer kontingenten Setzungen und Prämissen, habituellen Haltungen und impliziten Normativitäten (neu) in den Blick gerückt.¹⁷ Einige der vorausgesetzten und re-aktualisierten Selbstverständlichkeiten werden somit in ihrer Kontingenz sichtbar gemacht, was keineswegs dem Ziel einer Diffamierung oder Fundamentalkritik gleichkommt, sondern vielmehr als (Denk-)Anstoß zu einer erneuten oder erneuerten (Selbst-)Beobachtung, Reflexion und Kritik dienen kann. Ich folge hierbei einer aktuell zunehmend beliebten kulturalistischen Forschungshaltung, die als „Kontingenzzperspektive“ (Reckwitz 2008b: 17) und zudem als gangbare und zu präferierende Form wissenschaftlicher Kritik jenseits von „Attitüden des Besser-Wissens“ (Luhmann 1991: 148) gehandelt wird (Landwehr 2012). Im Zuge meiner Ausführungen im sich anschließenden Kapitel konkretisiere ich weitere Facetten der

17 Wie Nassehi (2003: 101) mit Blick auf Kontingenz formuliert: „Obwohl es keinen Grund dafür gibt, daß die Dinge so sein müssen, wie sie sind, gibt es genügend Gründe dafür, daß sie so sind“. Zu der Idee, dass auch theoretische Beobachtungen und Perspektiven über einen Habitus verfügen: Nassehi (2004, 2017). Zum Konzept der Verfremdung: Mecheril (2009) sowie Kap. 2.2.

von mir eingenommenen Forschungshaltung und mein Nähe-Distanz-Verhältnis zum ‚Feld‘.

1.2 Mittendrin oder nur dabei? Positionierung zum Untersuchungsfeld und Datenkorpus

Was genau sind nun die materialen Gegenstände meiner qualitativen Forschungspraxis, was war Bestandteil des von mir analysierten Datenkorpus? Mit Blick auf wissenschaftliche Problematisierungen und Verhandlungen von wissenschaftlicher Repräsentationspraxis habe ich deutsch- und englischsprachige Literatur zur Krise der Repräsentation sowie Forschungsbeiträge gesichtet, die Repräsentation als analytisch-kritischen Begriff ausbuchstabieren und diskutieren. Auch wenn keine methodisch-systematisierte Auswahl und Analyse benannter Beiträge stattgefunden hat, so habe ich diese doch vorrangig als textuale Materialisierungen empirischer Problematisierungspraxen von Repräsentation beobachtet. Genähert habe ich mich der von mir gesichteten Forschungsliteratur damit nicht nur rezeptiv, sondern dergestalt analytisch, als ich die mir vorliegenden Texte mit der Frage konfrontiert habe, wie sie Kontingenz je praktisch einschränken (Nassehi/Saake 2002 a).¹⁸ Zugrunde lag die durchaus folgenreiche Auffassung, dass „Theoriearbeit selbst als eine Praxis begriffen werden [muss], als intellektuelle Tätigkeit, die empirisch untersucht werden kann“ (Wrana 2014: 619).

Vergleichbar habe ich auch wissenschaftliche Beiträge für den Kontext humanitärer Repräsentationspraxis in den forschenden Blick gerückt. Mit der seit Beginn meiner Forschung merklich anwachsenden Zahl an wissenschaftlichen Publikationen zu Humanitarismus und zur medienöffentlichen Repräsentationspraxis von internationalen NGOs habe ich mich jedoch kaum isoliert beschäftigt, sondern im steten Wechsel mit außerwissenschaftlichen Debatten sowie materialen Repräsentationen (etwa Werbespots, Spendenplakaten).¹⁹ Der Fokus meiner Auseinandersetzung lag dann zum einen auf der Rekonstruktion von historischen wie gegenwärti-

18 Warum sich diese Art des Fragens aus meiner Sicht anbietet und wie sich diese konkret darstellt, wird im zweiten und dritten Kapitel geklärt.

19 In den Forschungsprozess mehr oder weniger direkt eingeflossen sind damit diverse problematisierende Beschreibungen und ‚Bebildungen‘, die sich in verschiedenen Textsorten und Medien-Gattungen materialisieren. So habe ich etwa

gen Problematisierungen humanitärer Repräsentationspraxis allgemein, etwa auf Kritiken am visuellen ‚Hungerkind‘-Motiv. Zum anderen habe ich die sich seit Mitte der 2000er Jahre etablierenden ‚Poverty Porn‘-Kritiken in der Blogosphäre²⁰ untersucht, die ich als aktuelle Austragungsformen der *imagery debate* fasse und als solche zum Gegenstand feinanalytischer Interpretationsarbeit gemacht habe.²¹

Wie bereits angedeutet, rückt mit der *imagery debate* die (visuelle) Repräsentationspraxis von internationalen NGOs und weiterer global tätiger Hilfsorganisationen ins Blickfeld. In dieser Debatte werden die Bilderwelten der internationalen Hilfscommunity und damit assoziierte Selbst-, Fremd- und Weltenbilder verhandelt, wobei insbesondere Repräsentationen ‚ferner Anderer‘ und deren Bedeutung für ‚uns‘ zur Disposition stehen. Dabei melden sich seit mehreren Jahren NGO-Mitarbeitende und Dienstleister_innen der ‚Hilfscommunity‘ vermehrt im World Wide Web (WWW) und dort vor allem auf spezialisierten Blogs öffentlich zu Wort, um sich zu den als problematisch wahrgenommenen Facetten und Aspekten von Repräsentation zu äußern. Ausgehend von der Beobachtung, dass sie dies zunehmend unter Bezugnahme auf das Schlagwort ‚Poverty Porn‘ tun, habe ich mich entschieden, einen wesentlichen Fokus meiner empirischen Forschungsarbeit auf web-öffentliche ‚Poverty Porn‘-Kritiken zu richten. Mit Blick auf meine Fall- und meine Materialauswahl gilt damit,

vor mehreren Jahren begonnen mit Fotos und Screenshots zu dokumentieren, wenn mir visuelle Repräsentationen von NGOs in meinem Alltag (auf der Straße, am Bahnhof, vor dem Fernseher, beim Surfen im Internet usw.) begegnen. Einmal darauf ‚gepolt‘, können alltägliche Streifzüge durch eine Stadt zum Besuch eines gutbestückten Museums gegenwärtiger Spenden- und Advocacy-Plakate werden (Breckner 2010: Kap. 4). Und spätestens dann, wenn sich unter den eigenen ‚Google-Interessen‘ Eintragungen wie „Gemeinnützige Organisationen und Philanthropie“ finden (früher einzusehen unter [google.com/ads/preferences](https://www.google.com/ads/preferences) [Stand 2016]), wird der Besuch im World Wide Web begleitet von unzähligen Spendenaufrufen.

- 20 Die Blogosphäre bezeichnet den web-öffentlichen Raum aller Weblogs, kurz: Blogs. Blogs werden gemeinhin über ihre spezifische Form definiert (Hoffmann 2006; Roering 2007; Klemm 2017). Veröffentlichte Beiträge heißen Blogposts bzw. Posts, Blogger_innen sind diejenigen, die Blogposts schreiben und gegebenenfalls zugleich einen Weblog betreiben.
- 21 Mit Feinanalyse ist kein konkretes Verfahren, sondern eine bestimmte Phase der Auseinandersetzung mit dem empirischen Material im Forschungsprozess bezeichnet (Keller 2007: 81), namentlich diejenige, in der außergewöhnlich intensiv mit einzelnen Texten sowie dem übergreifenden Datenkorpus gearbeitet wird. In meiner Forschung habe ich eine Feinanalyse mit dem Ziel des intertextuell-thematischen Vergleichs verfolgt. Ausführlich hierzu: Kap. 3.3.

dass die „Begrenzung der relevanten Einheiten der Beobachtung und die Konstitution des ‚Feldes‘ [...] erst Resultate des Forschungsprozesses“ (Amann/Hirschauer 1997: 20) waren. Analysiert habe ich insbesondere im Zeitraum 2009 bis 2014 veröffentlichte englischsprachige Beiträge zu ‚Poverty Porn‘.²² Sämtliche ‚Poverty Porn‘-Kritiken, die in das Datenkorpus aufgenommen wurden, stammen von Autor_innen, die sich in der einen oder anderen Form professionell mit humanitärer Praxis beschäftigen: als NGO-Mitarbeitende in den Headquarters oder ‚vor Ort‘, als Fundraiser_innen, (Foto-)Journalist_innen oder Mitarbeitende im Social Marketing sowie – vereinzelt – als Wissenschaftler_innen.²³ Die untersuchten ‚Poverty Porn‘-Kritiken können zugleich in der sogenannten *development blogosphere* verortet werden (Manning 2014; Denskus/Papan 2013). Das Genre- und Themenspektrum, das im *development blogging* aufgegriffen wird, ist wie in der Blogosphäre allgemein sehr breit: Es reicht von sogenannten Travelogues von NGO-Mitarbeitenden bis zu Detailanalysen von sogenannten Entwicklungsexpert_innen (Manning 2014: 213–214).

(Selbst-)kritische Diskussionen (mitunter) professionalisierter Entwicklungs- und Hilfspraxis sind keineswegs ‚Geschöpfe‘ des Online-Zeitalters, sondern haben mit dem Internet und speziell der Blogosphäre vielmehr einen weiteren Austragungsort hinzugewonnen (Denskus/Papan 2013:

22 Die fokussierte Sammlung und Sichtung der Beiträge fand vor allem Mitte 2014 und Anfang 2015 statt. Ich habe alle, insbesondere über die Suchmaschine Google auffindbaren Artikel zu ‚Poverty Porn‘ gesichtet und im Zug dessen diejenigen ausgewählt, die sich inhaltlich auf NGO-Praxis beziehen. ‚Poverty Porn‘ war damit in den zur Analyse herangezogenen Posts beinahe ausnahmslos der gewählte thematische Aufhänger. Wenn der Begriff nicht an prominenter Stelle oder gar nicht fiel, handelte es sich bei den von mir dennoch einbezogenen Fällen um Texte, auf die in anderen ‚Poverty Porn‘-Beiträgen Bezug genommen wurde (via Verlinkung, über ein Zitat). Zu den von mir analysierten Beiträgen, siehe den tabellarischen Überblick zu ‚Poverty Porn‘-Kritiken im Anhang. Die in dieser Arbeit zitierten Beiträge finden sich zudem im Literaturverzeichnis, da aus meiner Sicht einiges dafür spricht, auch die Beiträge von Weblog-Autor_innen gleichwertig zu sonstiger Literatur zu zitieren und belegen. Mitunter diese Haltung war ausschlaggebend für meine Entscheidung, auf eine Anonymisierung zu verzichten. So habe ich lange hin- und herüberlegt, ob ich aufgrund ethischer Erwägungen, die auch mit Blick auf das sogenannte Recht auf Vergessenwerden eine Rolle spielen, die URL-Angaben und Klarnamen der Blogger_innen in das vorliegende (Open Access-)Buch aufnehmen soll oder nicht.

23 Eine entsprechende Zuordnung zu den verschiedenen Statusgruppen ist in der Regel bereits über die Autor_innen-Angaben oder den jeweiligen Weblog möglich. Wichtiger war für mich jedoch jener (Expert_innen-)Status, der in den Argumentationen selbst sichtbar gemacht und entfaltet wird.

461). In meinen Ausführungen stelle ich ‚Poverty Porn‘-Kritiken der Blogosphäre in einen größeren Rahmen mit weiteren Kommentaren zur Repräsentationspraxis von internationalen NGOs des Globalen Nordens. Um diesen Rahmen – den ich unter dem Begriff *imagery debate* fasse – aufzuspannen, beziehe ich neben ‚Poverty Porn‘-Kritiken auch (semi-)wissenschaftliche Beiträge in journalistischen Foren mit ein, die sich kritisch bis affirmativ mit den Bilderwelten und Weltbildern internationaler NGOs auseinandersetzen. Entsprechende Beiträge finden sich vor allem in Zeitschriften und Zeitungen, die zum Beispiel einen Themenfokus auf ‚Entwicklung‘, globale Gerechtigkeit, Nord-Süd-Beziehungen oder Eine Welt-Themen legen. Zudem entnehme ich wissenschaftlichen, journalistischen und web-öffentlichen Publikationen, in denen aus Interviews mit Mitarbeitenden von NGOs zitiert wird, weitere Kommentare bzw. Originaltöne. Nicht zuletzt berücksichtige ich Ethikkodizes bzw. Codes of Conduct.²⁴

Meine Forschungsarbeit, meine Interpretationen des analysierten Materials und meine in diesem Buch vorgestellten Deutungsangebote sind nicht loszulösen von Felderkundungen und Begegnungen in mir räumlich, zeitlich, körperlich, emotional und/oder persönlich naheliegenden Umfeldern. So habe ich im Zuge meiner Forschungsaktivitäten gezielt Orte und Gelegenheiten (auf-)gesucht und mitunter geschaffen, bei denen eine Auseinandersetzung mit der Repräsentationspraxis von Hilfsorganisationen stattfand, stattfinden konnte. Ich bin mit Personen in Kontakt getreten, die sich auf verschiedene Weise bereits mit der Thematik befassten – und von denen ich immens viel lernen konnte! Mit den Jahren habe ich zudem begonnen, im deutschsprachigen Kontext der *imagery debate* nicht nur als Beobachterin, sondern recht deutlich als Teilnehmerin positioniert zu partizipieren, wenn ich mich als Autorin, Vortragende und Dozentin eingebracht und damit (m)einen Beitrag zu einer deutschsprachigen Debatte zur Repräsentationspraxis internationaler NGOs geleistet habe. Paral-

24 Es existieren in der Arbeit von NGOs und Hilfsorganisationen diverse solcher Kodizes, die die unterschiedlichen Phasen und auch Formate ihrer Repräsentationspraxis betreffen. Beispielsweise haben einige NGOs spezielle Richtlinien für Fotograf_innen entwickelt, mit denen sie zusammenarbeiten (Nissinen 2015). Es gibt internationale (CONCORD/Dóchas 1989, 2006) wie nationale Kodizes zu den Bildern und Botschaften in der (entwicklungsbezogenen) Öffentlichkeitsarbeit allgemein (VENRO 2011) sowie spezieller für beispielsweise Spendenmailings (VENRO/DZI 2013). Einige NGOs haben ihre eigenen Kodizes, andere stammen von nationalen oder internationalen Dachverbänden. Zudem gibt es Kodizes und Guidelines, die von machtkritisch informierten Branchen-Insider_innen zur Verfügung gestellt werden (BER 2011; ProNats 2015).

lel zu meiner systematisierten Analysearbeit habe ich mich also beobachtend wie auch teilnehmend ‚im Feld‘ bewegt.

Ich begreife meine Forschungspraxis als ethnographisch – und das, obwohl mir sehr bewusst ist, dass ich mit der Anlage meines Forschungsprojektes einer Ethnographie, verstanden als Forschungsstrategie (Hirschauer 2016b: 71), keineswegs umfänglich gerecht werde. Dies zumindest oder insbesondere dann nicht, wenn für ethnographische Forschung jene Form teilnehmender Beobachtung als konstitutiv vorausgesetzt wird, die vorsieht, sich *sichtbar* im Feld bewegt zu haben (Amann/Hirschauer 1997: 21–24): Oft ist „von ‚teilnehmend‘ [...] deshalb die Rede, weil die beobachtende Person das Geschehen im Feld nicht wie in einer experimentellen Situation zum Beispiel durch einen Einwegspiegel beobachten kann, sondern *erkennbar dabei* sein muss, um beobachten zu können“ (Hitzler/Gothe 2015: 10; Hervorh. im Orig.). Erkennbar dabei war ich weder bei meinen Beobachtungen wissenschaftlicher Debatten zur Krise der Repräsentation noch bei meiner Analyse von zum Beispiel web-öffentlichen Problematisierungen der Repräsentation ferner Wirklichkeiten im Rahmen eines translokalen Humanitarismus. Vielmehr war ich stille Beobachterin von Debatten, die ihrerseits nicht auf die körperliche, räumliche oder zeitliche Kopräsenz der Teilnehmenden angewiesen sind.

Ethnographie bezeichnet mit Stefan Hirschauer (2016b: 71) nunmehr nicht nur eine Forschungsstrategie, sondern zudem eine „*Berufsauffassung* der Soziologie als Kulturbeobachtung“ (Hervorh. im Orig.), welche sich in einem „empathisch-distanzierten Verhältnis zur eigenen Gesellschaft“ ausdrückt und damit positivistischen Ansätzen gegenübersteht, die das vorgeblich „in ‚Irrtümern‘ befangene Alltagswissen sozialwissenschaftlich zu überbieten“ versuchen. Insbesondere in diesem Sinne verorte ich meine Forschung zur Repräsentation ferner Wirklichkeiten und deren Problematisierungen nicht nur in einer kulturanalytischen, sondern dezidiert ethnographischen Tradition. Und auch wenn ich nicht im Rahmen systematisierter Feldforschung teilnehmend beobachtet habe, so habe ich doch, wie beschrieben, über mehrere Jahre hinweg eine Form *beobachtender Teilnahme* praktiziert. Diese lässt sich mit Ronald Hitzler und Miriam Gothe (2015: 11) wie folgt fassen:²⁵

25 Zu einer kritischen Diskussion der Unterscheidung von teilnehmender Beobachtung und beobachtender Teilnahme, die vorgeblich ethnographische Schulen zu differenzieren helfe: Hirschauer (2016b).

1. Einleitung

„Beobachtende *Teilnahme* meint: sich in möglichst Vieles existenziell zu involvieren bzw. involvieren zu lassen, in verschiedene Rollen zu schlüpfen, mit zu tun, was zu tun je ‚üblich‘ ist bzw. was von denen, mit denen man zu tun hat, eben getan wird, und dabei nicht nur andere, sondern auch *sich selbst* zu beobachten – beim Teilnehmen ebenso wie beim Beobachten“ (Hervorh. im Orig.).

Nunmehr scheint der Hinweis darauf, dass man als Forscherin gleichermaßen eine beobachtende Teilnahme vollzieht, wenn man sich in wissenschaftliche Debatten einbringt und diese gegebenenfalls noch zum empirischen Gegenstand macht, banal bis überzogen. Und doch halte ich ihn für wichtig. Er lohnt nicht zuletzt vor dem Hintergrund und im Sinne eines Verständnisses von wissenschaftlicher Forschung als einer gesellschaftlichen (Repräsentations-)Praxis unter anderen. Ich folge der Prämisse, dass wir als Forschende „selbst zu unserem Gegenstand gehören, dass unsere eigene Tätigkeit dem gleichen Verdikt der selbsttragenden Konstruktion und der Krise der Repräsentation unterliegt, wie wir es unseren Erkenntnisgegenständen heute so gerne ins Stammbuch schreiben“ (Nassehi 2003: 254).

Mit letzterem Zitat ist auf eine für meine Forschung prägende Form der Relationierung von Beobachtung und Gegenstand hingewiesen. Diese steht meiner Auffassung nach in einer Reihe mit Bemühungen, sich jenseits der Unterscheidung von Vogel- oder Froschperspektive zu positionieren (Engel 2017). Angestrebt wird mitunter eine „epistemologische Position, die sich sowohl gegen eine ahistorische, distanzierte, unvoreingenommene Sicht von nirgendwo als auch gegen unübersetzbare, relativistische Beschränkungen auf lokale Sichten von irgendwo abgrenzt“ (Singer 2005: 26). Mein Verständnis einer entsprechend motivierten Verhältnisbestimmung von Beobachtung und Gegenstand – wie auch von Beobachtung zu einer (eher unkonventionell gefassten) Form der Teilnahme –, lässt sich mit folgendem Zitat von Niklas Luhmann (1990: 86–87) auf den Punkt bringen:

„Beobachtung zweiter Ordnung setzt voraus, daß man den beobachteten Beobachter unterscheidet, also eine andere Beobachtung verwendet als er selbst. Andererseits ist ein solches Beobachten von Beobachtungen nur möglich, wenn die zu beobachtenden Beobachtungen tatsächlich stattfinden. Der Beobachter zweiter Ordnung muß an Beobachtungen erster Ordnung anschließen können. Insofern ist und bleibt er selbst, bei allen Unterschieden der Unterscheidungen, die er verwendet und bei allem Interesse an Widerlegung oder Korrektur, an

Entlarvung, Aufklärung, Ideologiekritik, Moment desselben Moments rekursiven Beobachtens von Beobachtungen. Wer immer beobachtet, nimmt daran teil – oder er beobachtet nicht. Es gibt keine exemten [d. h. ausgenommenen, befreiten; MZ] Positionen, so wenig wie es andererseits Beobachtungen gibt, die nichts unterscheiden, also auch nichts über den Beobachter erkennen lassen. Das Beobachten des Beobachtens ist ein rekursiv geschlossenes System“ (Hervor. im Orig.).

Man muss nicht gleich von der Formulierung „Wer immer beobachtet, nimmt daran teil – oder er beobachtet nicht“ auf eine Verwandtschaft zwischen systemtheoretischer Beobachtung zweiter Ordnung und Forschungsmethoden teilnehmender Beobachtung schließen. Stattdessen geht es darum, auf die rekursive Geschlossenheit jedweder Kommunikation hinzuweisen, die sich einem systemtheoretischen Verständnis folgend nunmehr über Anschlüsse vollzieht. Bemerkenswert an einer entsprechenden Konzeptionalisierung von Beobachtung (zweiter Ordnung) und Gegenstand (Beobachtung erster Ordnung) ist jedenfalls, dass sich diese weder als Frosch- noch als Vogelperspektive so recht denken lässt, geschweige denn als Nähe-Distanz-Verhältnis.²⁶ In den Fokus rückt vielmehr eine Art Binnenverhältnis, namentlich die Relation von ‚Zeitstellen‘. Was ich an dem konkreten Zitat Luhmanns zudem reizvoll finde, ist zweierlei: erstens das Herausstellen eines breit verstandenen Empiriebezugs *jedweder* forschenden Beobachtung zweiter Ordnung; zweitens das Einräumen der Möglichkeit, dass solcherlei Beobachtungen keineswegs per se frei von einem „Interesse an Widerlegung oder Korrektur, an Entlarvung, Aufklärung, Ideologiekritik“ (Luhmann 1990: 86) sind oder sein müssen. Das ist bereits deshalb eine wichtige Feststellung, weil es unzählige Beispiele von Beobachtungen zweiter Ordnung gibt, die nicht systemtheoretisch, ja nicht einmal wissenschaftlich operieren. Zudem verweist dies auf die Denkmöglichkeit von Formen wissenschaftlicher, gegebenenfalls systemtheoretisch infor-

26 Und das trotz der von Luhmann (1987: 12) bemühten Metapher eines „Flugs über den Wolken“, auf die er meinem Verständnis nach zurückgreift, um Abstraktionen als „erkenntnistheoretische Notwendigkeit“ auszuweisen – und nicht etwa, um die Abgehobenheit eines spezifischen Wissenschaftsstils zu behaupten, der von Empirie nichts wissen will (wenn auch wenig bis nichts von quantitativer, standardisierter Sozialforschung). Es geht meines Erachtens um ein Plädoyer dafür, wissenschaftliche Wege zu finden, damit wissenschaftliche Beschreibungen sich nicht darauf beschränken „zu copieren, zu imitieren, widerzuspiegeln“ (Luhmann 1987: 12).

mierter Beobachtung zweiter Ordnung *diesseits* eines kritischen Anspruchs.²⁷

Wichtig ist mir Folgendes: Als (in mehrdeutiger Hinsicht) teilnehmende Beobachterin zweiter Ordnung rücke ich die von mir untersuchten Praxen der Problematisierung nicht nur in den analytisch-,sezierenden‘ Blick, sondern beziehe mitunter auch Stellung, diskutiere und problematisiere gewissermaßen mit. Ich begreife meine Forschung als Beobachtung zweiter Ordnung, wobei ich mit meinem Fragen nach dem Wie immer wieder auf eine involvierte, bisweilen kritisch-engagierte Weise anschließe. Dabei gehe ich mit Christoph Weller (2017: 175) davon aus, dass ein Kritikverständnis, das noch die Möglichkeit erkenntnistheoretisch informierter Selbstkritik beinhalten soll, Reflexivität benötigt – und damit nicht zuletzt ein Selbstverständnis der eigenen wissenschaftlichen Praxis als sozialer Veranstaltung, die als Teil der kritisierten Strukturen zu begreifen und zu reflektieren ist. Notwendig erscheint mir folglich nicht zuerst eine Distanznahme zu politischen Akteur_innen und anderen Konfliktparteien, sondern eine punktuell herbeizuführende Distanznahme zu mir selbst als sich involvierende Konfliktakteurin, die sich nicht aufs Mitstreiten beschränken kann, wenn sie eine wissenschaftliche Beobachtung anbieten können möchte (Weller 2017: 177).

Mein Nähe-Distanz-Verhältnis zu meinen Untersuchungsgegenständen und Forschungsfeldern stupe ich also nicht nur als empathisch-distanziert, sondern zudem als zumindest punktuell kritisch-involviert ein.²⁸ Bleibt zu betonen, dass das von mir in diesem Buch verfolgte Ziel dennoch nicht vorrangig darin besteht, moralische oder kritische Sätze zu produzieren oder entsprechende Argumente zu entfalten. Stattdessen werden Problematisierungspraxen, die etwa Formen des Moralisierens, des Kritisierens

27 Der Ausspruch „[d]ie Beobachtung zweiter Ordnung sieht von Kritik ab“ (Luhmann 1995: 163) wird vielfach bemüht, um eine Gegenüberstellung von Beobachtung zweiter Ordnung und Kritik vorzunehmen. Damit bringt man vermutlich Luhmanns wenig kritische Forschungshaltung auf den Punkt, auch wenn dieser bei dem zitierten Ausspruch vor allem jene „seit dem 18. Jahrhundert gelobte[...] Attitüde der Kritik“ im Blick hatte, bei der etwa ein Kritiker „zu erkennen [gibt], daß er weiß, woran es fehlt“ (Luhmann 1995: 162). Eben dieser Kritik-Attitüde hat im Rahmen aktueller kritischer Forschung ohnehin ein Gros an Wissenschaftler_innen abgeschworen. Zur Diskussion des Verhältnisses von Systemtheorie und Kritik: Amstutz/Fischer-Lescano (2013).

28 In der Kulturanthropologie finden sich Überlegungen, welche die Möglichkeit der eigenen Positionierung als Humanitarismus-Forscher_in jenseits der beiden Extreme von kritischer Distanz und *empathetic engagement* (Ticktin 2014: 277) diskutieren (Fassin 2012: 11).

wie auch eines ethischen Argumentierens annehmen, zuvorderst als empirische Daten wichtig genommen. Und das schließt eine wissenschaftliche Praxis des Moralisieren, des Kritisierens usw. dezidiert mit ein. Denn auch wenn „Kritikfähigkeit [...] beileibe nicht nur in der ‚hohen‘, reflektierten Sprache der Soziologie oder der Philosophie, sondern auch in den Praktiken des Alltags“ (Alkemeyer/Buschmann/Michaeler 2015: 46) artikuliert wird, so ist dennoch im Blick zu behalten, dass auch wissenschaftliche Kritiken empirisch beobachtbare Praxen der Kritik darstellen. Ich knüpfe im Weiteren mitunter an eine systemtheoretisch informierte Soziologie der Ethik (Nassehi/Saake/Siri 2015) und Kritik (Wagner 2011 a, 2014) an, die sich insofern als empirische anstatt ‚nur theoretische‘ Forschung versteht, als sie die Frage stellt, wie in unterschiedlichen Kontexten von ethischen und/oder kritischen Kommunikationsformen Gebrauch gemacht wird, „als Teil einer konkreten Praxis, in der sie sich bewähren“ (Nassehi/Saake/Siri 2015 a: 3).²⁹ Insofern ich verschiedene Programmatiken, Haltungen und (Forschungs-)Perspektiven zum Gegenstand einer Beobachtung zweiter Ordnung mache, die sich dezidiert als reflexiv, ethisch und/oder kritisch ausflaggen, hoffe ich eine produktive und meines Erachtens notwendige Irritation beizusteuern: Denn es müssen sich diese ihrerseits als kritisierbar und irritierbar erweisen, um sich nicht allzu selbstgenügsam in ihrer jeweiligen Attitüde einzurichten (Wohlrab-Sahr 1993; van Dyk 2012).

1.3 Überblick über den Aufbau dieses Buches

Bevor ich einen Überblick zu den behandelten Themen in diesem Buch und dessen Aufbau gebe, möchte ich darauf hinweisen, dass das Gros der nachfolgenden Kapitel, vor allem aber die den Hauptteil ordnenden Teile,

29 Ich verstehe meine Forschung damit eher als einen Beitrag zu einer Soziologie der Kritik und Ethik, denn als kritische oder ethische Soziologie. Zu dieser hochaktuellen Diskussion: Boltanski (2010); Lessenich (2014); Alkemeyer/Buschmann/Michaeler (2015); Wagner (2011 a, 2014). Als eine naheliegende Kandidatin für eine – wenn man so will – distanzierte Näherung an Praxen der Ethik und Kritik erscheint die Systemtheorie zum einen gerade aufgrund ihres abstrakten, oftmals als technokratisch empfundenen Theorievokabulars (Nassehi 2003: 78–79); zum anderen unterscheidet sie sich von (vielen) anderen gesellschafts- und sozialtheoretischen Angeboten dadurch, dass sie *keine* vorrangig in der Sozialdimension verfasste Gesellschaftstheorie anbietet (Saake 2015: 45; Kap. 2.1 in diesem Buch).

für sich stehen und gelesen werden können. Ich verfolge im Weiteren über weite Strecken keine sich sukzessiv entwickelnde Argumentationslinie, die in allen Einzelschritten mitvollzogen werden muss. Hingegen besteht ein gemeinsamer Nenner der meisten Kapitel in der Beschäftigung mit Praxen, die Formen der Repräsentation ferner Wirklichkeiten problematisieren und damit Repräsentation als strittiges und umkämpftes Gut ins Spiel bringen. Gefragt wird (im Bild bleibend), was in gängigen Kritiken und Reflexionen von Repräsentation eigentlich in welcher Form auf dem Spiel steht, wie sich letzteres (trans-)formiert und unter Voraussetzung welcher Prämissen sich das ‚Mitspielen‘ zu lohnen scheint.³⁰ Zu berücksichtigen ist dabei, dass vielerlei Repräsentationskritiken nur metaphorisch als Teil eines Spiels zu begreifen sind, lassen sie doch aus nachvollziehbaren und noch näher nachzuvollziehenden Gründen jedwede spielerische Leichtigkeit vermissen.

In den Kapiteln des ersten Teils „Kulturanalytische Verortung und Näherung an Repräsentation“ positioniere ich meine Forschung im Rahmen aktueller Kulturtheorien, den ich zuerst unter Rekurs auf die Begriffsfelder Differenz, Kontingenz und Praxis aufspanne (Kap. 2). Bezugspunkte sind Perspektiven und Ansätze, die sich vor allem unter poststrukturalistischen und praxistheoretischen Vorzeichen in gegenwärtiger kulturanalytischer und spezieller kultursoziologischer Forschung niederschlagen. Zudem spielt in meinen Ausführungen die soziologische Systemtheorie als eher ungewohnte Protagonistin aktueller Kulturtheorien eine nicht unwesentliche Rolle. Mir ist daran gelegen, eine Perspektive zu plausibilisieren, die sich grundlegend als differenztheoretisch und dabei als praxistheoretisch informiert versteht. Letzteres insofern, als ich mich von der von praxistheoretischer Seite elaboriert vorgebrachten Einsicht leiten lasse, dass sich soziale Ordnung in konkreten Gegenwarten praktischen Vollzugs realisiert. Gleichzeitig hänge ich einem Verständnis von Praxis an, welches Praxisanalyse nicht auf die Beobachtung situativ-korporaler oder nicht-reflexiver Praktiken engführen möchte.³¹

30 Die Spielmetaphorik ist inspiriert von Bourdieu. Hierzu beispielsweise: Alkemeyer/Buschmann/Michaeler (2015).

31 Ich arbeite in diesem Buch nicht systematisch mit der Unterscheidung Praxis und Praktik – in dem Bewusstsein, dass mit beiden Begriffen, im Singular wie auch im Plural, nicht notwendigerweise dasselbe bezeichnet wird. Etwa Hirschauer formuliert unter Bezugnahme auf Reckwitz (2003: 290): „Praxis‘ ist der körperli-

Ausgehend von entsprechenden Überlegungen erscheint es mir aufschlussreich weiter darüber nachzudenken, inwiefern bzw. wie genau Repräsentation in einem kulturanalytischen Forschungsprogramm mit der angedeuteten praxistheoretischen Stoßrichtung Berücksichtigung finden kann (Kap. 3). Was heißt es und bringt es mit sich, Repräsentation als Praxis zu beobachten bzw. zu perspektivieren? Anhand theoretisch-analytischer Neuausdeutungen von Repräsentation im Forschungszusammenhang der Cultural Studies lässt sich zeigen, dass eine Reduktion von Repräsentation auf Text in einem engen wie weiten Sinne zu kurz greift. Zudem hilft mir der Bezug auf aktuelle deutschsprachige Diskussionen zum Verhältnis von Praxis und Diskurs(-Analysen) weiter auszuloten, welchen Platz eine praxisanalytisch informierte Kulturanalyse Repräsentation in ihren sozialtheoretischen Vokabularen und auf Gegenstandsseite einzuräumen vermag. Ich plädiere mithin dafür, das theoretische Primat der (Vollzugs-)Praxis und das Interesse für Implizites, das viele Praxistheorien auszeichnet, konsequent auch auf solche Praxen anzuwenden, die Vorstellungen von Impliztheit zunächst entgegenzustehen scheinen:³² So wird Repräsentation gemeinhin zugeschrieben, dass sie ‚beredt‘ Wissen und Bedeutungen generiert, sie macht etwas präsent, eventuell sogar explizit zum Thema. Übersehen wird dabei jedoch, dass sie als Repräsentations*praxis* auf Möglichkeiten – etwa implizitem Wissen – basiert, die sie selbst nicht mehr mitbeobachten oder beschreiben kann. Kurz und gut: Ich möchte die in diversen Studies verbreitete Rede von Repräsentationspraxis ernst nehmen und praxistheoretisch informiert weiterverfolgen, wobei ich davon ausgehe, dass auch problematisierende Beobachtungen von Repräsentation – also die Gegenstände meiner Forschung – als Repräsentationspraxis zu begreifen sind. Anschließend an diese Überlegungen stelle ich meine Auswertungs- und Interpretationspraxis und die ihr zugrunde gelegte Annahme vor, dass sich in Texten Praxen der Bedeutungs- bzw. Wissens-

che Vollzug sozialer Phänomene, sie besteht letztlich aus ‚Körperbewegungen‘ [...]. ‚Praktiken‘ sind bestimmbar Formen dieses Vollzugs: Typen von Aktivitäten, Weisen des Handelns, Verhaltensmuster, Interaktionsformen“ (Hirschauer 2017: 91; Hervorh. im Orig.). Hillebrandt (2016: 72) schreibt: „Praktiken sind die materiellen Ereignisse der Praxis, Praxisformen fasse ich als Verkettung von Einzelpraktiken zu Formen der Praxis. So setzt sich etwa der Tausch als Praxisform mindestens aus den Praktiken Geben, Nehmen und Erwidern zusammen“.

- 32 Alkemeyer, Buschmann und Michaeler (2015: 26) beobachten, dass Praxistheorien bislang „einer Diskussion darüber aus[weichen], wie reflexive Kompetenzen und kritische Rationalität [...] im Rahmen des eigenen Paradigmas produktiv neu verstanden werden können“.

produktion materialisieren, die in einer empirisch-intertextuellen (Fein-)Analyse untersucht werden können.

In den Kapiteln des zweiten Teils „Wissenschaftliche Repräsentation von Differenz und Andersheit“ beschäftigen mich Kritiken und Neuausdeutungen von Repräsentation im weit gefassten Rahmen einer Krise der Repräsentation. Es geht mir hierbei nicht um eine historische Rekonstruktion der Diskussionen zur (ethnographischen) Krise der Repräsentation der späten 1980er und der 1990er Jahre (hierzu Langenohl 2009), sondern eher um eine gegenwärtige Rundschau, die auch auf Geschichte rekurriert. So ziehe ich zwar Originalbeiträge der frühen Repräsentationsdebatten heran, lenke den Fokus jedoch stärker auf jüngere Forschung, die an diese selektiv anschließt. In dem, was ich als Krise der Repräsentation fasse, spiegeln sich damit neben meinen eigenen vor allem aktuell beobachtbare Rezeptionsgewohnheiten in den Sozial- und Kulturwissenschaften.

An den Anfang stelle ich einen Überblick dazu, was die Krise der Repräsentation in sozial- und kulturwissenschaftlichen Debatten auszulösen vermochte, welche vielfältigen Fragen mit ihr virulent wurden (Kap. 4). Dabei betrachte ich gesondert, wie Praxen der Repräsentation zum Gegenstand kritischer Intervention werden und inwiefern Repräsentation selbst als Intervention zu begreifen ist. In den Blick geraten zuvorderst wissenschaftliche Repräsentationskritiken, welche die Krise der Repräsentation auslösten, begleiteten und – sofern man die Krise als beendet betrachten will – überdauern. Diese machen zwischenzeitlich ein eigenes, oftmals dekonstruktiv und/oder diskursanalytisch verfahrenendes ‚Wissenschaftsgenre‘ aus, wobei sich vielerlei Kritiken als politische, parteiische und/oder machtkritische Forschungspraxis verstehen. Darüber hinaus gilt es in Rechnung zu stellen, dass sich Repräsentationskritik nicht auf wissenschaftliche (Analyse-)Praxis beschränken lässt. So wird gerade im Rahmen verschiedener sozialer Bewegungen und aktivistischer Bündnisse um eine angemessenere, gegebenenfalls um überhaupt eine Form gesellschaftlicher Repräsentation in beispielsweise populärkulturellen, wissenschaftlichen oder politischen Kontexten gekämpft.

Im Weiteren lege ich den Schwerpunkt auf Debatten, die sich auf die Frage nach einer wissenschaftlich angemessenen Repräsentation ‚Anderer‘ fokussieren (Kap. 5). Hier werden speziell jene Herausforderungen in den (gegebenenfalls konstruktivistisch informierten) Fokus gerückt, die sich in Forschung mit Blick auf ein Othering stellen. Angelehnt an eine Typologisierung von Celia Kitzinger und Sue Wilkinson (1996) stelle ich die folgenden vier Strategien im Umgang mit einem Othering in wissenschaftlicher Forschungspraxis vor und zur Diskussion, die ‚herkömmliche‘ Repräsentation

tionspraxis – verstanden als Darstellungs- und Vertretungspraxis – problematisieren und mit Alternativen konfrontieren: *Speaking only for Ourselves*, *Celebrating Otherness*, *Destabilizing Otherness* und *Interrupting Otherness*.

Meine Auseinandersetzung mit Problematisierungen wissenschaftlicher Repräsentationspraxis abrundend betrachte ich, welche Antworten auf die mit einer Krise der Repräsentation in Verbindung gebrachten Herausforderungen speziell im Rahmen qualitativer Forschung gefunden wurden und welche fortzuführenden Reflexionsprozesse angemahnt werden (Kap. 6). Es zeigt sich, dass es nicht zuletzt forschungsethische und erkenntnispolitische³³ Anforderungen sind, die Forscher_innen mit Blick auf die Repräsentation Anderer im Zuge ihrer Beschäftigung mit Repräsentation als Modus empirisch-qualitativer Forschungspraxis umtreiben.³⁴ Speziell zur Diskussion stelle ich, inwiefern vor allem Reflexivität als Antwort auf die Krise der Repräsentation gelten kann – darunter jene Form von Reflexivität, welche vornehmlich auf die intersektionale Positionierung von Forscher_innen-Subjekten abhebt.

In den Kapiteln des dritten Teils „Repräsentation im Kontext eines translokalen Humanitarismus“ frage ich wiederum: Wie geraten Repräsentationen ferner Wirklichkeiten in den reflexiven und kritischen Blick? Anderes formuliert: Wie werden Repräsentationen als Wissensobjekte und Repräsentationspraxen als Wissenspraxen zum „Gegenstand moralischer Sorge und Beunruhigung“ (Foucault 2008 a [1983]: 1163) – und mehr noch: zu Gegenständen der Analyse, Kritik, Affirmation und/oder ethischer Reflexion? Im Fokus stehen Problematisierungen *humanitärer* Repräsentationspraxis und somit vor allem Problematisierungen von Repräsentationen ferner Notlagen, Leiden und Gräuel. Problematisiert werden dann oft spezieller Repräsentationen von Ereignissen in sogenannten Krisen-, Katastrophen- oder Konfliktgebieten. Daneben geht es aber immer wieder auch allgemeiner um Repräsentationen von Menschen und Regionen des Globalen Südens. Zu berücksichtigen ist, dass im Rahmen humanitärer Repräsentationspraxis in aller Regel (aus einer eurozentrischen Per-

33 Die Formulierung erkenntnispolitisch macht auf die politische Dimension von Epistemologie und wissenschaftlicher Erkenntnispraxis aufmerksam (Singer 2005).

34 Es besteht die Tendenz, Repräsentation auf das Produkt der Forschung, sprich den (veröffentlichten) wissenschaftlichen Text zu reduzieren; gegebenenfalls wird Repräsentation noch auf den vorgelagerten Schreibprozess ausgedehnt. Ich fokussiere demgegenüber – wie andere, auf die ich Bezug nehme – nicht auf einen solch engen Begriff von Repräsentation. Daher erscheint es mir jedenfalls plausibel von Repräsentation als *Modus von Forschungspraxis* zu sprechen.

spektive) als prekär und defizitär ausgewiesene Verhältnisse ins Blickfeld geraten, die zudem ‚andernorts‘ situiert sind bzw. werden. Dabei bilden Defizit-Diagnosen beispielsweise noch dann den Hintergrund, vor dem ein Bedarf an Hilfe, Unterstützung oder ‚Entwicklung‘ ausgewiesen wird, wenn international tätige NGOs die Erfolge der von ihnen unternommen oder begleiteten Projekte ‚vor Ort‘ ausstellen.

Ich beginne damit, den größeren Rahmen abzustecken, in dem sich Repräsentationen ferner Wirklichkeiten im Kontext eines translokalen Humanitarismus bewegen. Ich verfolge dieses Ziel zuerst auf historisch-informiertem und begrifflich-konzeptionellem Wege (Kap. 7): Ausgehend von geschichtswissenschaftlicher Forschung betrachte ich Problematisierungen historischer Repräsentationspraxen ferner Wirklichkeiten im Rahmen von Kolonialismus und Humanitarismus, wobei ich deren Geschichten als miteinander verwobene vorstelle. Zudem gebe ich einen Überblick dazu, was unter humanitärer Praxis und speziell humanitärer Zeugenschaft verstanden werden kann: Wie werden diese Begriffs- und Praxisfelder in sozial- und kulturwissenschaftlicher Forschung thematisiert und wie möchte ich diese verstanden wissen?

Anschließend stelle ich zentrale Dimensionen der Problematisierung von Repräsentationen ferner Notlagen, Leiden und Gräueltaten vor (Kap. 8). Ich differenziere vor allem ethische, epistemische und repräsentationspolitische Problematisierungen von Repräsentation und gehe darauf ein, welche Relevanz und Wirkmächtigkeit bestimmten Medien (vor allem der Fotografie) zugeschrieben wird. Deutlich wird zudem ein erstes Mal, wie Bestimmungen der Il-/Legitimität der öffentlichen Ausstellung von Not, Leid und Gräuel maßgeblich über deren jeweilige Kontextualisierung – etwa in einem humanitären Rahmen – erfolgen.

Im Weiteren arbeite ich vertiefend heraus, inwieweit sich humanitäre und postkoloniale Perspektiven auf Repräsentationen ferner, ‚defizitärer‘ Wirklichkeiten unterscheiden und gegebenenfalls verschränken (Kap. 9).³⁵ Ich wende mich hierfür der wohl wichtigsten Ikone humanitärer Repräsentationspraxis zu, die für viele Kritiker_innen zugleich symptomatisch für die ungeschönte, detaillierte und letztlich entwürdigende Ausstellung

35 Ich verzichte mit der von mir gewählten adjektivischen Konkretisierung als wahlweise humanitär oder postkolonial darauf, neue Bezeichnungen für zwei namentlich bekannte Formen der Perspektivierung und Kontextualisierung im Zuge der Problematisierung ferner Wirklichkeiten einzuführen. Ich nehme damit das Risiko in Kauf, der internen Heterogenität der mit Humanitarismus einerseits und Postkolonialismus andererseits assoziierten Forschungs- und Praxisfelder nicht in jedem Fall gerecht zu werden.

von Elend steht: dem sogenannten Hungerkind. Die von mir vorrangig diskutierten wissenschaftlichen Beiträge zum ‚Hungerkind‘ und zu anderen sogenannten negativen Bildern verweisen eindrücklich auf die Ambivalenz humanitärer Bilderwelten, die darin zu sehen ist, dass – vereinfacht gesagt – via Repräsentation ferner Notlagen ‚edle‘ humanitäre Zielsetzungen verfolgt und zugleich ‚kritikwürdige‘ eurozentrische bis rassistische Weltenbilder re-aktualisiert werden.

Die sich anschließenden drei Kapitel sind der dezidierten Auseinandersetzung mit der *imagery debate* und somit Problematisierungen der Bilderwelten und Weltenbilder internationaler NGOs gewidmet. Zwar rekurren Kritiken, Reflexionen und Affirmationen humanitärer Repräsentationspraxis vielfach auf die medienöffentliche Kommunikation von NGOs. Letztere fungiert dabei jedoch häufig lediglich als ein Beispiel unter anderen, ohne dass Charakteristika und Eigenheiten von NGO-Praxis ausreichend Beachtung finden. Das Heranzoomen an die *imagery debate* hilft demgegenüber Spezifika von NGOs und der NGO-Community ins Blickfeld zu rücken – und zugleich eine größere Vielfalt an kritischen bis affirmativen Stimmen hörbar zu machen.³⁶

Das erste der drei Kapitel zur *imagery debate* bereitet den Boden für die vertiefte Beschäftigung mit den verschiedenen Positionen und Facetten der Auseinandersetzung mit einer NGO *imagery* (Kap. 10). Ich gebe zuerst einen Überblick über die vielfältige Thematisierung der Repräsentationspraxis internationaler Hilfs- und Nichtregierungsorganisationen in der Forschungsliteratur, die sich – anders als das Gros der Diskussionen zu einer NGO *imagery* nahelegen könnte – nicht einzig auf (Darstellungs-)Aspekte medial-visueller Repräsentation beschränkt. Dem schließt sich die Betrachtung einiger Schlüsselmomente und -motive der *imagery debate* an, wobei der Fokus zum einen auf den ersten Jahrzehnten der in den 1960er Jahren aufgekommenen, sich damals wie heute oftmals translokal entfaltenden Debatte liegt.³⁷ Zum anderen gehe ich etwas näher auf den Wandel

36 Ich praktiziere gewissermaßen eine kultursoziologische ‚Zoom-Perspektive‘, um eine Bezeichnung aufzugreifen, die Saake und Nassehi (2004: 110) in eher kritischer Absicht wählen: „Je näher sie herangeht, desto langsamer laufen die Prozesse ab, desto mehr sieht sie und desto mehr Beteiligte werden sichtbar – und zwar Beteiligte, die etwas zu sagen haben“.

37 Zu berücksichtigen ist, dass sich die *imagery debate* zwar keineswegs durch eine umfängliche wechselseitige Wahrnehmung oder gar durchgängige Aufeinander-Bezogenheit der Debattenbeiträge oder -beitragenden auszeichnet. Dennoch stellt sie mehr als einen rein thematisch zusammengehaltenen, lediglich (wissenschaftlich) fremdbeobachteten diskursiven Zusammenhang dar.

ein, den eine NGO *imagery* in den letzten Jahrzehnten und Jahren erfahren hat. Im Anschluss an diese grundlegenden Betrachtungen zu Aspekten der Repräsentationspraxis und *imagery* von NGOs wende ich mich recht aktuellen, in der erweiterten Hilfscommunity zu verortenden Formen der Problematisierung und (Selbst-)Kritik im Rahmen der *imagery debate* zu: Ich stelle zuerst ausführlich gängige Kritiknarrative und -stile in ‚Poverty Porn‘ problematisierenden Blog-Beiträgen der 2000er und 2010er Jahre vor und zur Diskussion (Kap. 11), um mich daran anknüpfend mit Argumentationen auseinanderzusetzen, die sich für das Zeigen auch drastischer Elendsbilder im Rahmen einer humanitären Repräsentationspraxis aussprechen (Kap. 12). Ich arbeite für die vorgestellten Positionen die ihnen zugrundeliegenden Prämissen und blinden Flecke heraus, ohne die eine oder andere Position (vorschnell) als ‚richtig‘ oder ‚besser‘ zu bewerten und ohne dass Widersprüche und Antagonismen leichthin harmonisiert werden.³⁸ Das zwölfte Kapitel dient neben der Vorstellung von ‚Gegenstimmen‘ der Zusammenführung und Diskussion zuvor eröffneter Argumentationsstränge, vor allem mit Blick auf die Frage der Legitimität von als problematisch ausgewiesenen visuellen Repräsentationen in einem humanitären Kontext.

Ich lasse mich im dritten Teil also auf Beobachtungen und Diskussionen der Repräsentationspraxis ferner, in aller Regel als defizitär qualifizierter Wirklichkeiten und deren Problematisierungen im Kontext eines translokalen Humanitarismus ein. Dabei werden zentrale Konsequenzen der von mir (vor allem im ersten Teil) vorgeschlagenen kulturanalytischen Forschungsperspektive und -haltung nahe am Fall entfaltet. Ich greife dann insbesondere auf zwei Strategien der „Entselbstverständlichung“ (Degele

38 Pate steht mir dabei unter anderem Forschung zu NGOs, die bereits dergestalt ein Gespür für Empirie bewiesen hat, als sie empirisch beobachtbare Formen von Multiperspektivität oder Ambivalenz nicht anhand normativer oder theoretischer Setzungen einebnet. Beispielsweise Holzscheiter und Krause (2013: 127) haben kritisch festgestellt, dass in gängiger Forschungsarbeit zu NGOs bestimmte Prämissen „als Abkürzungen funktionieren, die genaue empirische Untersuchungen und Analysen überflüssig zu machen scheinen, da ja ohnehin schon feststeht, was NRO sind und was sie warum tun“. Vielerlei neuere Forschung richtet ihr Interesse demgegenüber an der (Alltags-)Praxis von NGOs und weiteren humanitären Akteur_innen aus. Sie besitzt dabei eine klare Präferenz zu empirischer, speziell ethnographischer Forschungsarbeit. Wie Fassin (2012: 13) festhält: „[E]thnography provides insights into the convictions and doubts of the actors, their blind spots and their lucidity, their prejudices and their reflexivity“. Gemeinsam mit den Teilnehmer_innen-Perspektiven geraten dezidiert praktische Ambivalenzen, Spannungen und Dilemmata in den wissenschaftlichen Fokus (Bell/Carens 2004; Dudai 2014).

2003: 23) gängiger Praxen der Affirmation und Kritik zurück: namentlich auf Formen der Historisierung sowie der Kontrastierung verschiedener Perspektiven auf denselben Gegenstand. Benannt sind damit zwei Strategien, die jeweils begünstigen, etwa die Prämissen, Normativitäten und Bezugsprobleme einer (Beobachtungs-)Praxis als kontingent und spezifisch zu erfassen: Es werden jeweils Alternativen als eine Art Kontrastfolie herangezogen, um so auf allzu selbstverständlich erscheinende (Voraus-)Setzungen zu stoßen (Nassehi/Saake/Siri 2015 a: 3). Um das etwas näher aufzuschlüsseln: Eine *historisierende*, das heißt (kultur-)historisch informierte Betrachtung von Humanitarismus als einer ‚modernen‘ und ‚westlichen‘ Denkweise und Praxis scheint zuvorderst die Rekonstruktion der Ursprünge, Verbreitung, Institutionalisierung und Professionalisierung humanitärer Praxis zu versprechen. Für meine Ausführungen ist indessen wichtig, dass sich mit entsprechenden Beobachtungen dem heute allzu Selbstverständlichen ‚auf die Schliche‘ kommen lässt, dieses als historisch-kontingent begriffen werden kann, anstatt es als gegeben hinzunehmen (Kehr/Caduff 2015: 125–126; Frevert/Schmidt 2011). Gleichzeitig mahnt der historische (Rück-)Blick zur Vorsicht gegenüber übereilten Verfalls- oder Wandeldiagnosen. Ich erachte zudem speziell eine postkoloniale und damit auch global-historisch informierte Perspektivierung für wichtig, um eurozentristische Prämissen als solche erkennen zu können und zu vermeiden, „die europäische Entwicklung als eine Erfahrung *sui generis*“ zu fassen, „die gänzlich innerhalb der Traditionen und der Geschichte Europas erklärt werden kann“ (Conrad/Randeria 2013: 35; Hervorh. im Orig.). Verschiedene Perspektiven auf denselben Gegenstand *kontrastierend* stelle ich darüber hinaus nicht nur immer wieder postkoloniale und humanitäre (Forschungs-)Ansätze bzw. Betrachtungsweisen einander gegenüber. Zudem rücke ich verschiedene im Kontext der *imagery debate* vertretene Positionen zu der Frage in den Fokus, welche Bilder zeigbar sind und welche nicht, die ihrer Diversität zum Trotz allesamt aus einer Art humanitären Binnenperspektive artikuliert werden. Sowohl die Kontrastierung eines Früher/Heute, als auch die eines So/Anders dient mir letztlich nicht nur als analytische (Befremdungs-)Technik, sondern zudem dazu, allzu selbstgewisse und selbstgenügsame Haltungen, Stile und Argumente der Affirmation und Kritik zu erkennen und irritieren, die es noch im Rahmen abwägender und selbstreflexiver Problematisierungspraxis gibt. Ich nähere mich den unterschiedlichen, teils widersprüchlichen, teils miteinander im Konflikt stehenden Perspektivierungen und Positionen zu Repräsentation vornehmlich sinnrekonstruktiv, aber durchaus auch kritisch. Dabei nehme ich eine kritische Haltung ein, die den unterschiedlichen Positionen zwar

1. Einleitung

nicht unterstellt, dass sie im Unrecht sind, doch aber – gegebenenfalls –, dass sie sich zu Unrecht oder allzu selbstgerecht im Recht wähnen (van Dyk 2012: 194).

Im Schlusskapitel biete ich einige Kernbeobachtungen meiner Ausführungen in diesem Buch in einen zeitdiagnostischen Rahmen ein (Kap. 13), wenn ich Rekurs nehmend auf die Diagnose einer „Kulturalisierung der Gesellschaft“ (Saake/Nassehi 2004: 110) erneut die Frage aufgreife, welche Probleme über eine reflexive Auseinandersetzung mit Repräsentation – genauer: mit einer Pluralität an Repräsentationen und Repräsentierenden – in der gegenwärtigen Weltgesellschaft angesprochen und (wie) bearbeitet werden. Ich beleuchte ausblickhaft, was daraus folgt, wenn heute zunehmend in Rechnung gestellt wird, dass eine bestimmte Repräsentationspraxis nunmehr eine Möglichkeit unter anderen ist, sowie daraus, dass sich Repräsentationen und Repräsentierende Vergleichen, wenn nicht wertenden Relationierungen, beständig ausgesetzt sehen.